Baiersche Sprichwörter

mit

Erklärung ihrer Gegenstände

zum

Unterricht und Vergnügen.

Zweites Bändchen.

München, 1812.
bei Ignatz Joseph Lentner,
Buchhändler zum schönen Thurm.

Irren.

Irren ist menschlich. Wenn man im Gleise bleibt, fährt man nicht irre. Er geht im ganzen Firmament irre. Er redet davon, wie der Blinde von der Farbe. Er klopft nicht an der rechten Thüre an. Er hat die ganze Scheibe verfehlt. Er hat daneben geschossen. Er hat 's Kühfenster troffen. Er zäumt das Pferd bey'm Schweif auf. Hätt 's nicht geglaubt: das ist ein anders Korn.

Wenn die Menschen über ihre wichtigsten Angelegenheiten so uneinig sind, daß nach Varro's Zeugniß über die einzige Frage, was wohl des Menschen höchstes Gut sey, 280 Sekten entstanden sind; so ist das Irren gewiß menschlich. Wenn wir übersinnliche Dinge nach unsern Verstandes-Begriffen abur-

theilen wollen, so ist der Irrthum nur durch einen bloßen Zufall vermeidlich, denn da urtheilet der Blinde von der Farbe. Daß wir uns aber auch in sinnlichen, handgreiflichen, augenfälligen und ohrschalligen Dingen so oft verstoßen, ist beklagenswerth. Wenn oft die Weisesten eines Landes beysammen sitzen (ihr Spötter! man sagt ja nur, was seyn soll. Ihr würdet wohl auch was Schönes zur Welt bringen. Hätte schier Lust, euch über euer vorlautes Benehmen den Planeten zu lesen), wenn also die Weisesten eines Landes beysammen sitzen, und Tag und Nacht dichten und denken, wie sie alle Bewohner desselben glücklich machen können; so geschieht es doch manchmal, daß sie die Scheibe verfehlen. Sie haben freylich zum glücklich machen nichts bei der Hand, als Federn, Tinte und Papier, womit, woraus und worauf neue Gesetze und Verordnungen fließen, die alle Keime der Glückseligkeit entbinden sollen. Allein, bald ist die Tinte zu weiß, bald zu ätzend, bald geht die Feder nicht wohl; man muß radiren, nachbessern, ausstreichen, man hat sich geirret. Wenn nun solche Fälle den Weisesten begegnen; so darf es uns nicht wundern, wenn wir Alltagsmenschen manchmal im ganzen Firmamente irre gehen. Der Irrthum ist eine

unrichtige Vorstellung von einer Sache. Wir haben oft zu wenig Geduld, den Gegenstand auf allen Seiten zu beschauen, oder ihn in seine Bestandtheile aufzulösen; manche Gegenstände sind auch wie die harten Nüsse verschlossen und unsre Zähne zu schwach, um sie aufzuknacken. Wir wollen aber schnell und ohne viele Mühe damit fertig seyn, überlassen deßwegen den größten Theil des Gegenstandes der Einbildungskraft zur Ergänzung. Aus einer Feder wollen wir schon den ganzen Vogel kennen. Daher kann es nicht anders kommen, als daß wir uns sehr unrichtige Vorstellungen von den Dingen machen, und ganze Reihen von irrigen Urtheilen darauf bauen. Da der Mensch unmöglich von allen Dingen die richtigsten Vorstellungen haben kann; so giebt es auch keinen Menschen ohne viele Irrthümer. Wie thöricht wäre es demnach, wenn wir einen Menschen, den wir mit irrigen Meinungen behaftet zu seyn glauben, deßwegen verachten, oder hassen wollten! Wir mögen ihm die dunklen Punkte in seinen Vorstellungen beleuchten; aber ihm unsre Pechfackeln unter die Nase stoßen, ist im Reiche der Vernunft das höchste Polizey-Verbrechen.

Jugend.

Die Jugend hat keine Tugend. Die Jugend muß vertoben. Was jung ist, ist schön genug. Was jung ist, scherzt gern; was alt ist, brummt gern. Er ist noch nicht trocken hinter den Ohren. Er hat noch die Windel um den Bauch.

Der Mensch, sagt der Dichter Alexis, ist mit dem Weine gleicher Art: Der junge Wein, der junge Mensch muß gähren, er braußt, er schäumt, stoßt Hefen aus, ist herb. Ist aber einmal aller dieser Schaum der Thorheit abgeschöpft, so wird er reif, so wird er trinkbar, setzt sich wieder und bleibt nun auf sein ganzes Leben süß. Doch muß man bey'm jungen Wein immer nachsehen, ihn von der Hefe reinigen und nachfüllen; so muß man auch der Jugend immer nachsehen, sie von ihren Unarten reinigen, und mit guten Grundsätzen anfüllen. Die Jugend hat freylich noch keine Tugend, aber man soll sie ihr nach und nach aneignen. Man soll ihren heftigen Trieben die rechte Richtung geben, sie mit edlern Triebfedern statt der bloß sinnlichen bekannt machen, und sie das Wahre, Schöne und Gute hochachten lernen. Es wäre Unsinn, wenn man den jun-

gen Menschen ohne sorgfältige Pflege wollte aufwachsen lassen. Die Fehler der Jugend werden oft noch im Alter empfunden. Die Jugend ist das erste Stockwerk des Lebens; man wohnt immer unsicher, wenn der Grund nicht gut gelegt ist. Die Anlagen im Menschen sind groß, aber roh und wild, wie die Erde. Der Fleiß des Menschen hat sie verschönert und milde gemacht. So muß auch die sittliche Bildung die rohen Anlagen des jungen Menschen verfeinern und veredeln. Die Zucht muß aber sanft und freundlich seyn, damit man den jungen Geist nicht verkrüppelt und dem Menschenkind die angenehmste Periode seines Lebens nicht verdirbt. O der glücklichen Jugend! ihr erscheinet noch alles im Rosenkleide, alles ergötzt sie — Sorge und Kummer kennt sie nicht. Doch, ach! die Morgenröthe dauert nur einen kleinen Theil des Tages.

Kaufen.

Was man nicht braucht, muß man nicht kaufen, sonst muß man verkaufen, was man braucht. Darnach Waare, darnach Geld. Es wäre geschenkt zu theuer. So kaufte ich's leichter in der Apotheke.

Franklin, der Schöpfer des amerikanischen Freystaates, kaufte als ein Knabe um seine Taschenpfenninge eine Pfeife, die kein Drittheil des Geldes werth war, welches er dafür gab. Da er nachher den wahren Werth der Pfeife erfuhr und man ihn belehrte, wie viel schönere und nützlichere Sachen er um sein Geld hätte kaufen können; so machte dieser Vorfall einen so bleibenden Eindruck auf ihn, daß er bei jedem künftigen Kauf zu sich sagte: Gieb nicht zu viel für die Pfeife. Man trift in der Welt gar viele Leute an, die zu viel für ihre Pfeifen gegeben haben und noch immer geben. Wie viele opfern um Ruhm, Ansehen und Ehre ihre Freyheit und Tugend auf. Diese geben gewiß zu viel für ihre Pfeifen. Wie viele streben Tag und Nacht nach Gütern, die sie nicht brauchen, und vernachläßigen darüber die Bildung ihres Geistes und Herzens. Wahrlich die bezahlen zu viel für ihre Pfeife. Wie viele jagen den sinnlichen Genüssen aller Art nach, und büßen darüber die Ruhe und Freudigkeit ihres Gewissens ein. Betrogene, ihr gebt zu viel für eure Pfeifen. Es darf also wohl jedermann bedächtlich verfahren, wenn er eine Pfeife kaufen will, da der Betrug mit dieser Waare so allgemein und verderblich ist.

Kennzeichen.

Was eine Nessel werden will, brennt früh. Der Esel grau't schon im Mutterleibe. Aus den Worten kennt man den Thoren, wie den Esel aus den Ohren. Man sieht's aus den Scherben, was es für ein Topf war. Man kennt den Vogel aus dem Neste. Wenn die Mäuler von selbst aufgehen, kommen bessere Zeiten. Man sagt lang von einem Dinge, bis es geschieht.

Im Saamenkorn liegt schon die ganze Pflanze, und in der Knospe die Frucht. An der jungen Nessel zeigen sich schon die Stechspitzen, und in des Knaben Spielen sieht man oft schon den künftigen Mann. Der junge Cyrus, der das persische Reich gründete, verrieth schon seine Herrscherseele, da er noch als Knabe für den Sohn eines Hirten, der ihn erzog, gehalten wurde. Seine Spielgesellen wählten ihn zu ihren König. Da er aber das Spiel sehr ernsthaft trieb, seine freywilligen Unterthanen in strenger Zucht hielt, und die Ungehorsamen scharf strafen ließ; so kam die Sache vor den König Astyages. Cyrus wurde vorgerufen, er erschien ohne Furcht vor dem König und vertheidigte sein Betragen

nicht anders, als daß er sagte: die Knaben hätten ihn zu ihren König gewählt und er habe gethan, was sich auf einen König gezieme. Astyages erstaunte über des Jünglings kluges und herzhaftes Benehmen, forscht nach dessen Eltern und entdeckt in ihm seinen Enkel. Hannibal, der Schrecken der Römer, fiel als ein Knabe von neun Jahren seinem Vater, dem Carthaginensischen General Hamilkar Barkas, um den Hals, und flehte mit allen Schmeicheleyen, die diesem Alter eigen sind, daß er mit ihm in Krieg nach Spanien ziehen dürfe. Bei dem jungen Cäsar brach die Blüthe und Frucht zugleich hervor. Als er bei der Insel Pharmakusa von den cilicischen Seeräubern gefangen wurde, scherzte und spielte er unerschrocken mit diesem rauhen Gesindel. Er las ihnen Gedichte vor, und weil sie davon nicht gerührt wurden, hieß er sie Idioten und Barbaren. Er, der Gefangene, drohte, sie alle henken zu lassen, wenn sie ihn durch ihr Lärmen im Schlafe stören würden. Den Barbaren gefiel der trotzige Jüngling. Sie gaben ihn für ein gutes Lösegeld los. Der junge Cäsar kam aber bald wieder mit einer Flotte, überwand sie und ließ sie alle kreuzigen. Das sind nun freylich drey ausserordentliche Geister, welche die Na-

tur tief ausgeprägt hatte, daß man ohne scharfen Blick ihre Absicht bemerken konnte, wozu sie selbe bestimmt hatte. Doch auch jede andre Menschenseele hat ihre Eigenheit, bestimmte Anlagen, die sich schon frühzeitig mehr oder weniger äussern. Wer scharfsichtig genug wäre, diese feinen Funken des Geistes zu unterscheiden, der könnte jedem seinen natürlichen Beruf in der Welt anweisen. Welch' ein Vortheil für die menschliche Gesellschaft wäre dieses, wenn jeder Mensch auf seinem rechten Posten stünde, wozu ihn die Natur bestimmt hat. Wenn die neue Hirnschädellehre festen Grund hat, und sichere Merkmale zur Unterscheidung der Geister angeben kann; so könnte wohl noch in manchem Lande ein Generalhirnschädelvisitations = Amt errichtet werden, welches jeden in den Stand und das Amt einzuweisen hätte, zu den ihn Mutter Natur ausgerüstet hat. Das würde ein sonderbares Schauspiel geben, wenn hier ein Schuhflicker wegen seiner ausserordentlichen Flickkunde zum Finanzminister erhoben würde; hier eine ehemalige Excellenz als Thorwart zum Vorschein käme; dort ein geglaubter Geniekopf von der Catheder zum Hofblasbalgzieheramt versetzt würde ꝛc. Wenn die Menschheit, wie man sagt, immer vorwärts schreitet, so

kann diese treffliche Einrichtung nicht lange mehr ausbleiben.

Kinder.

Ein Vater ernährt eher zehn Kinder, als zehn Kinder einen Vater. Kleine Kinder, kleine Kreuz; große Kinder, große Kreuz. Kinder und Narren sagen die Wahrheit. Wenn man Kinder und Narren auf den Markt schickt, lösen die Krämer Geld. Der Verstand kommt nicht vor den Jahren. Aus den Kindern werden auch Leute. Kluge Kinder werden nicht alt. Vögel, die zu früh singen, hören bald auf. Kinder und Fackel haben immer leere Sackel.

Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern ist einer der stärksten Triebe, dem die Natur die Erhaltung und Pflege des unbehülflichen Geschöpfes anvertraut hat. Wie viel Sorge und Mühe übernehmen die Mütter, um alle Bedürfnisse der Kinder zu befriedigen, und selbe vor jeder Gefahr zu verwahren. Wie viel versagen sich die Väter, wie sauer lassen sie sich's werden, um ihre Kinder zu erhalten und ihnen ein Vermögen zu hinterlassen.

Nach und nach entwickeln sich im Kinde alle Keime der Seele und des Leibes zur Menschheit; die Gesellschaft wird angenehmer, die Liebe wird inniger. Wie konnte der Gesetzgeber von Sparta diese süßen Bande zerreissen, den Müttern ihre kaum gebohrnen Kinder nehmen, und in die kalten Arme des Staates legen? Wie viel edle Empfindungen hat er damit aus dem Staate verbannt! Doch er wollte lauter unempfindliche Menschen, und hat dazu das beste Mittel gewählt. Man trift zwar auch bei uns Menschen an, die so wenig Gefühl von Liebe und Dankbarkeit gegen ihre Eltern haben, daß man glauben sollte, sie wären im Zuchthaus zu Sparta aufgewachsen. Daran sind aber größtentheils die Eltern selbst Schuld, indem sie entweder selbst ohne alle Bildung des Herzens sind, und sohin auch ihre Kinder in der Rohheit aufwachsen lassen; oder sich zu vornehm dünken, als daß sie die sittliche Bildung ihrer Kinder selbst auf sich nehmen sollen, wodurch doch die natürliche Zuneigung der Kinder zu ihren Eltern vorzüglich genährt und erhöhet wird. In keinem Lande auf Erde äußern die Kinder größere Ehrfurcht gegen ihre Eltern als in China. Alle Winke derselben werden von den Kindern wie göttliche Befehle befolgt. Wenn jemanden

nur ein Wort entfährt, das der Ehre seiner Eltern nachtheilig ist, so erschrecken alle Anwesenden. Erfährt es die Obrigkeit, so straft sie den Frevel sehr scharf. Würde sich ein Kind so weit vergehen, Hand an seine Eltern zu legen, so werden alle Beamten in dem Landstriche, wo die Missethat geschah', abgesetzt, und alle Verwandten des Uebelthäters zur Strafe gezogen, weil die Regierung glaubt, es müsse an der Aufsicht und Zucht gefehlt haben, sonst hätte ein solcher Greuel nicht geschehen können. Der Missethäter selbst wird auf's grausamste getödtet und in kleine Stücke zerschnitten. Daraus läßt sich von selbst abnehmen, welche Pflege alte Eltern in China von ihren Kindern zu erwarten haben. Das Grab seiner Eltern ist jedem Chinesen heilig: er sucht es immer im guten Stande zu erhalten, und besucht es im Jahre wenigstens einmal, wenn er auch noch so weit davon wohnet. Zu Hause aber erbauen sie ihnen kleine Kapellen, wo sie selbe mit Opfer, wie Götter verehren. Hier geht nun die billige Hochachtung gegen die Eltern zu weit, und verwandelt sich in Aberglaube, der um so schädlicher seyn kann, da er den Guten und Bösen gleiche Ehre erweiset. Ueberhaupt aber ist bei den Chinesen die Hochachtung der Kin-

der gegen ihre Erzeuger vielmehr ein Werk ihrer Staatsverfassung, als der Natur, wie ihnen fast alle ihre Gedanken und Handlungen bis auf die Bewegung der Augen durch die Gesetze vorgeschrieben sind, so, daß sie nur belebten Maschinen gleichen, worin kein freyer Geist wohnen kann. Die Tugend-Beyspiele von freyen Völkern sind deßwegen viel rührender, als von diesem Volke, bei dem durch lauter Gesetze alle freye Bewegung gehemmt ist, und das mehr eine übernommene Rolle spielt, als seine eigene Persönlichkeit darstellt. Wie fein drückt gegen die chinesischen Verbeugungen Epaminondas, der große Feldherr von Thebe, seine Liebe gegen seine Eltern aus: Nach dem Sieg bei Leuctra, den er über die Spartaner erfochten hatte, zog er die Bewunderung von ganz Griechenland auf sich. Er war aber über diesen großen Ruhm, und über die Ehrenbezeigungen, mit denen man ihn allenthalben empfieng, wenig gerührt. Meine Freude, sagte er, entspringt aus dem Vergnügen, welches meine Eltern über meinen Sieg haben werden. Treflicher Sohn! Der römische Tribun Flaminius, voll Ehrgeiz und Haß gegen den Adel, brachte bei dem römischen Volk eine neue Länderey-Vertheilung in Vorschlag. Der Se-

nat war äußerst dagegen. Der Tribun fuhr fort, das Volk aufzureizen. Der Senat mußte Truppen ausrücken lassen. Allein Flaminius wurde dadurch nicht erschüttert. Doch jezt näherte sich dem sprechendem Sohn der alte Vater, faßte den Sohn bei der Hand und führte ihn von der Rednerbühne herunter und nach Hause. Der Tribun, welcher die Drohungen des Senats nicht achtete und eben im höchsten Feuer der Rede vor einem Volke begriffen war, das mit Begeisterung an ihm hieng, folgte dem Vater, wie ein Kind, und das Volk machte mit Hochachtung den Gehenden Plaz. Dazu gehörte gewiß ein tiefes Gefühl von Hochachtung gegen seinen Erzeuger. Rührend mag auch der Anblick gewesen seyn, da der Cardinal Grimani seinem Vater, dem Admiral der venetianischen Flotte, der im Seekrieg wider die Türken sich einige Fehler zu Schulden kommen ließ, und deßwegen gefesselt nach Venedig gebracht wurde, entgegengieng, und ihm seine Ketten tragen half. Kein Zuseher konnte sich der Thränen enthalten.

Das sind die süßen Früchte der Erziehung, welche die Eltern genüßen, wenn sie

die

die natürliche Neigung der Kinder gegen sich durch sittliche Bildung gepflegt haben.

Klugheit.

Trau, schau wem. Durch Schaden wird man klug. Zwischen Thür und Angel stecke keine Hand. Leid' und meid', so kommst durch die Leut'. Packe nicht alles auf Ein Schiff. Kleine Schiffe müssen sich an's Ufer halten. Gehe lieber zum Schmied, als zum Schmiedl. Wenn man Vögel fangen will, muß man nicht mit Prügeln darunter werfen. Einen schlafenden Hund muß man nicht wecken. Wer in der Hölle sitzt, muß sich den Teufel zum Freund machen. Man muß auch manchmal dem Teufel ein Kerzl aufstecken. Oft will das Ey klüger seyn als die Henne. Der Kranke ist nicht gescheid, der seinen Arzt zum Erben einsetzt. Schaden kann jeder, obwohl nicht jeder nützen. Füchse muß man mit Füchsen fangen. Alte Füchse sind schwer zu fangen. Was dich nicht brennt, das blase nicht. Mit kleinen Fischen fängt

man die großen. Was man nicht heben kann, muß man liegen lassen. Ehe das Haus einfällt, muß man ausziehen. Man soll alles hören, dann bewähren. Man kauft keine Katze im Sack. Es ist hart zu stehlen, wo der Wirth selbst ein Dieb ist. Im Trüben ist gut fischen. Es hat die rechte Stund noch nicht geschlagen. Wer warten kann, hat viel gethan. Uebergeben heißt nimmer leben. Der Gescheidere giebt nach. Er ist so gescheid, als hätt' er beim Gockl geschlafen. Er hat die Leiter hinter sich aufgezogen. Er muß sich erst die Hörner abstoßen.

Wer durch ein Dickicht oder verwachsene Gesträuche gerade durch laufen will, der wird sich Gesicht, Hände und Füße verwunden, seine Kleider zerreissen, und doch schwerlich zum Ziel kommen. Wer aber ausbiegen, sich bücken, wenden und Umwege nehmen will, wird ohne Verletzung seinen Zweck erreichen. Der Stolze, der seine Hörner hoch trägt, und seine Kräfte mit den Hindernissen nicht abwäget, will gerade durchbrechen, oft auch der unerfahrne Redliche; allein sie werden mit Schaden klug. Die Welt ist voll Dickichte,

und doch möchten wir uns ohne Schaden durcharbeiten. Dazu gehören Kenntnisse und Geschicklichkeit. Die Weisheit schlägt die besten Mittel zu diesem Zweck vor; die Klugheit weis diese Mittel so geschickt anzuwenden, daß der Zweck erreicht wird. Die Klugheit nimmt genaue Rücksicht auf Zeiten, Orte, Menschen und Umstände; vergleicht damit ihre Mittel; macht vorerst ebene Bahne, und läßt sie dann in der rechten Ordnung wirken. Die Weisheit ist nicht immer mit der Klugheit vereiniget. Viele sind zu Hause sehr weise, sie wissen genau zu bestimmen, wie alles seyn soll. Wenn man sie aber handeln sieht, so sollte man glauben, sie wären andere Menschen, so ungeschickt greifen sie alles an. Es mangelt ihnen die Klugheit. Andere wissen sich in etwas verwickelten Fällen gleich nicht mehr zu helfen. Sie bedürfen einen guten Rath, den sie geschickt anzuwenden wissen. Es mangelt ihnen Weisheit. Es fragte jemand den Feldherrn Iphikrates, wer er sey? da er weder unter die Schwerbewaffneten, noch unter die Bogenschützen, noch auch unter die Peltasten gehöre. Ich bin derjenige, sagte er, der allen diesen befiehlt und sie gebraucht. So ist

auch die Klugheit nicht Gold, nicht Silber, nicht Ehre, nicht Gesundheit, weder Stärke, noch Schönheit; sondern das Vermögen, sich dieser Dinge wohl zu bedienen. Doch muß im Rath der Klugheit stets die Rechtschaffenheit den Vorsitz haben und die entscheidende Stimme führen, damit die Klugheit nicht in Arglist und Falschheit ausarte. Sie darf wohl ihre Zwecke und Mittel manchmal masquiren, damit Narren und Bösewichte nichts daran verderben; aber Zweck und Mittel müssen heilig seyn.

Krieg.

Der Krieg ist das größte Uebel. Da geht Gewalt für Recht. Die Soldaten bringen nichts. Er ist tapfer hintern Ofen. Es ist ihm das Herz in die Hose gefallen. Er hat schon Pulver gerochen.

Der Krieg soll nichts als Nothwehre seyn. Die gegenseitigen Angelegenheiten der Staaten sind so gut nach Rechtsgründen entscheidbar, als die Angelegenheiten der Privaten. Gewalt ist kein Rechtsgrund. Wer erkennt nicht die Unrechtmäßigkeit des Zweykampfes?

Der Krieg ist noch immer das größte Brandmaal der civilisirten menschlichen Gesellschaft. Es ist kein hoher Grad ihrer Kultur möglich, so lange dieses schädliche Faustrecht noch unter Nationen fortdauert. Denn wenn der kurze Friede den physischen und moralischen Zustand der Gesellschaft zu einiger Vollkommenheit bildete: so versetzt sie der Krieg wieder in einen beklagenswerthen Zustand der Armuth, die allen Geistesschwung hemmet; und der Sittenlosigkeit, die alles Edle und Große zerstöret. Wenn ein gerechtes Mittel möglich ist, die Streitigkeiten der Staaten ohne den abscheulichen Krieg zu schlichten, so sollten es alle Nationen laut fodern. Es scheint jetzt, die Vorsehung wolle wenigstens für Europa einen Oberrichter setzen, welcher den Streitlustigen bei Verlust ihres Hauses und Hofes den Kampf wehren kann. Mag Einer Herr seyn auf Erde, das verdrüßt nur die Ehrgeizigen, die auf seinen Stuhl sitzen möchten. Er gebiethe Friede für und für und lasse Gerechtigkeit und Milde die Grundpfeiler seines Thrones seyn. Eine gute Mannszucht bei den Soldaten verhütet wohl viele Uebel des Krieges. Allein, wenn uns die Geschichte erzählt, daß der Eigenthümer eines Baumes, den ein römisches Lager einschloß, nach

Abzug der Truppen seine reifen und schmackhaften Aepfel an selben wieder fand, ohne daß ein einziger fehlte, so glaubt es niemand, der den Lägern unserer Zeiten nahe kam. Wenn auch die Feldherren lauter Belisare wären, unter derer Obsorge die Bürger und Landleute auch der feindlichen Länder mit aller Sicherheit wie im Frieden ihre Geschäfte treiben könnten; so ist zwar durch ein solches eines wahren Kriegers würdiges Betragen die persönliche Sicherheit nicht gefährdet, aber die Last des Krieges erdrückt demohngeachtet den Wohlstand der Unterthanen. Doch, Belisar ist längst gestorben.

Kunst.

Die Kunst ist ein guter Zehrpfenning, man trägt nicht schwer daran. Ein Handwerk hat einen goldenen Boden. Treib's, so geht's. Die Natur ist die beste Lehrmeisterinn. Je schwerer die Kunst, je mehr Pfuscher. Zum Reiten gehören mehr als zwey Stiefel. Zum Tanzen gehören mehr als ein paar Schuhe. Wer's kann ist kein Hexenmeister. Das ist kein Hexenwerk.

Wo die Pfuscher schmausen, muß die Kunst betteln gehen.

Der weise Schöpfer der Natur hat dem Menschen größten Theils nur die Materialien zu den Bedürfnissen, zur Bequemlichkeit, und zum Vergnügen des Lebens hingelegt. Bearbeiten soll er sie selbst. Er selbst soll ein Schöpfer der Formen werden. Dazu gab er ihm Reize, Triebe, Kräfte. Der Mensch will es immer besser haben; er soll es sich also besser machen. Würden ihm die gebratenen Vögel selbst in Mund fliegen, die Weinflaschen schon gefüllt an der Rebe hangen, und Hüte, Stiefel, Beinkleider ꝛc. wie Pilze aus der Erde wachsen; so würde er sich nur wenig über die Thierheit erheben. Nun aber treibt ihn die Noth, vorerst für die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens zu sorgen. Er muß nachdenken, und seine Kräfte anwenden, um sich zu erhalten. Durch diese Uebungen entwickeln sich seine geistigen und körperlichen Anlagen. Um seine Arbeiten zu erleichtern, erfindet er allerley Werkzeuge; durch Uebung erwirbt er Fertigkeit. Sein Zustand wird verbessert, für die Nothdurft ist

gesorgt, er denket auf Bequemlichkeit und ruhet nicht, bis er seines Lebens ganz froh werden kann. Die mechanischen Künste hat ihn die Noth gelernt. Sie sind ein guter Zehrpfenning auf der Reise durch's Leben. Nachdem diese Künste der Noth gewehret und sogar Bequemlichkeit verschaft haben, kann erst der menschliche Geist an sich selbst denken. Seine Vernunft denkt Ideale der Vollkommenheit, seine Einbildungskraft bildet selbe zu neuen Geschöpfen, er schaut sie mit Lust und strebt, sie durch sein Leben und in sinnlichen Gestalten darzustellen. Tugend und Schönheit sind erfunden. Die schönen Künste stellen das Geistige in der körperlichen Form dar, sie beleben das Leblose. Sie sind viel edler als die mechanischen Künste, diese sind Hand-, jene Geistes-Werke, welche die Humanität mächtig fordern, da jene nur zunächst das physische Leben bezwecken. Die Bau-Maler-Bildhauer-Rede-Dicht-Ton- und Tanzkunst hat schon das graue Alterthum zum Rang der schönen Künste erhoben. Unter dem heiteren Himmel des Orients blüheten, von Musen gepflegt, diese edlen Pflanzen am ersten, und trugen Früchte, die uns noch entzücken. Die Barbaren verscheuten die Pflegerinnen aus jenen glücklichen Gegenden. In Ita-

lien fanden sie Schutz, und verbreiteten nach und nach über Europa ihren milden Geist, der aber in unserm kalten Klima die Feinheit seines Vaterlandes nicht erreichen kann.

Lachen.

Manchem sind schon vor Lachen die Augen übergegangen. Aus vielem Lachen kennt man den Narrn. Die Narren lachen ohne Ursach. Der hat 's Lachen und 's Weinen in einer Zain (Korb). Darüber gieng ihm das Gesicht aus dem Leim. Er möchte sich darob buckligt oder kropfig lachen. Er lacht darüber wie ein Gaul, und ist kaum des Schmotzens werth. Er lacht selbst das Beste davon herab.

Lachen ist ein Ausdruck der Freude, wie Weinen ein Ausdruck des Schmerzes. Das Lachen erweitert die Minen, das Weinen zieht selbe zusammen. Bei Manchem lauft aber dieses Spiel der Muskeln so untereinander, daß man oft nicht weis, ob 's geweint oder gelacht seyn soll. Dem physischen Ursprung nach ist das Lachen wohl nichts anders als ein Kützel; wie aber die Nerven so sanft berührt

werden, daß eine solche zitternde Bewegung in den körperlichen Organen entsteht, mag ein anderer erklären. Die Erscheinungen, welche Lachen erregen, sind fehlerhafte Verhältnisse, die aber doch keinen Einfluß auf die Glückseligkeit haben. Wenn Terrason seine Perücke aufzusetzen vergißt, und mit der Nachtmütze auf dem Kopf und den Hut unterm Arm gravitätisch auf der Gasse einhertritt; oder ein Stutzer in seinem schönsten Putz einherhüpft und ein großes Loch im Strumpf hat; oder ein alter Geck mit einem Tituskopf und Backenbart oder andern Decorationen der Jugend über die Straße hustet; so sind das lächerliche Erscheinungen. Terrason wird belacht, der Stutzer und der Geck aber ausgelacht. Scherze, Spaße und Schwänke befördern das gutmüthige Lachen und mit ihr die Fröhlichkeit der Gesellschaft. Spott, Sticheln und Vexiren mit Anzüglichkeiten erzeugen das hämische Lachen, welches allen Frohsinn verscheut. Die Allbelacher sind sehr lästig, wie auch die steinernen Gesichter, die nie zerfließen; die ersten sind Narren, die ohne Ursach lachen; die zweyten sind — doch nein, wer wollte sie nicht bedauern, da sie einer so heilsamen Erschütterung entbehren müssen und

keine Freude unter Menschenkindern zu haben scheinen.

Lehrer und Lehrlinge.

Das Lernen hat kein Narr erfunden. Lern' was, so kannst was. Lern' was, so kannst was vergessen. Man schüttelt die Weisheit nicht aus dem Ermel heraus. Man lernt nie aus. Was der Hansl nicht lernt, das lernt der Hans nicht mehr. Die Morgenstund trägt Gold im Mund. Er studiert 's Blaue vom Himmel weg. Er studierte bis in Hals, in Kopf kam nichts hinein.

Schon in der alten Welt hieng man einige gelehrte Laternen oder Unterrichts-Anstalten aus, worin einige Lichter brannten, an denen jeder sein Docht anzünden konnte, wer da wollte. So waren damals die hohen Schulen zu Athen, Byzanz, Cäsarea, Alexandria, Ephesus und Rhodis sehr berühmt. Den größten Ruhm erwarb sich jedoch die hohe Schule zu Athen. Die Titl. Herren öffentlichen ordentlichen Professoren zu Athen waren

jedoch größten Theils Sophisten, d. i. Leute, die alles zu verstehen vorgaben und über jede Frage aus dem Stegreif antworteten, wenn sie gleich selbst nichts von der Sache begriffen. Die jungen Leute, welche sie anhörten, lernten von ihnen dieses Wortemachen, wurden hochmüthig, verachteten andere, und wußten doch im Grund nichts, und kamen aus diesen Schulen frecher, und an Kopf und Herzen verdorbener zurück, als sie dahin kamen. Für diese Verschlechterung mußten sie diesen Schwätzern auch noch große Honorarien bezahlen. Endlich trat ein außerordenlicher Professor oder wohl gar nur Privatdocent mit Namen Sokrates auf, und geißelte die Sophisten mit seiner Ironie, daß kein guter Fleck mehr an ihnen war. Allein er stach in ein Wespennest. Alle Wespen fielen über ihn her und stachen ihn todt. Diesen wahren Lehrer erklärte das Orakel zu Delphos für den Weisesten unter den Menschen. Er fand aber in sich keine Weisheit, suchte deßwegen bei allen denen, die sich für Weise ausgaben, darnach. Natürlich wandte er sich vor allen an die Titl. Herren Professoren von Athen. Er fand aber, daß sie sich wohl für Weise, und zwar von Amtswegen, hielten, jedoch ganz leer an ächter Weisheit wären. Diesen Irrthum vermied er,

und glaubte dadurch den Sinn des Orakels zu verstehen, indem er einsah' und bekannte, wie wenig er wisse. Wenn Sokrates jetzt zu uns käme, würde er mit seiner Unwissenheit kaum einer Schulmeisterstelle auf einem Dorf vorstehen können. Man rühmt zwar da seine Methode noch, und braucht sie sogar, aber, wie würde Sokrates erstaunen, nicht um Unwissenheit, sondern um Wissenschaft an Tag zu fördern. Das Lehren und Lernen sind übrigens vortrefliche Geschäfte. Die Lehrer sollen wie die Gärtner die Wildlinge veredeln. Die guten Sitten der Schüler, ihre Rechtschaffenheit, ihre Bescheidenheit, ihre Brauchbarkeit oder Geschicklichkeit beweiset am besten, ob die Lehrer etwas werth sind. Wenn Polemon, ein ausschweifender Jüngling, schon in der ersten Lehrstunde die Kränze, womit er sein Haupt geschmückt hatte, und das übrige Geschmeide der Eitelkeit, mit dem er geputzt war, heimlich vom Leibe zog; so war das wohl ein schönes Zeugniß für die Lehrerwürdigkeit des Xenocrates. Die Schüler müssen aber auch vorerst eine Empfänglichkeit für die Weisheit haben, denn am nassen Zunder haftet kein Funken und aus jedem Klotz läßt sich nicht ein Merkur bilden. Wer nur mit den Händen arbeiten kann, gehört den Handwerks-

zünften; die schönen Künste und Wissenschaften erfodern besondere Geistesanlagen. Eben so nöthig ist dem Schüler der Eifer oder die Begierde nach Kenntnissen und Vervollkommnung seiner selbst. Euklides achtete weder Mühe, noch Gefahr, um den Sokrates zu hören. Er kam täglich verkleidet von Megara nach Athen, weil sich damals kein Megarenser bei Todesstrafe in Athen durfte sehen lassen. Ein solcher Hunger nach Weisheit bei den Schülern spornet selbst die Lehrer, daß sie den Inhalt ihrer Unterweisungen schärfer prüfen, und ihren Vortrag sorgfältiger beachten, als wenn sie nur Faulthiere vor sich sehen.

Leihen.

Geliehenes Geld wird Bley, wenn man 's fodert. Besser der erste Verdruß als der letzte. Fremde Pferde laufen schnell. Was man ausleihet, bessert sich nicht.

Das Leihen ist in der Theorie eine treffliche Sache. Wer einen Ueberfluß von Gütern hat, übergiebt sie zum einsweiligen Gebrauch denen, die derer benöthigt sind, damit sie

durch geschickten Gebrauch derselben auch zum Wohlstand gelangen. Der Darleiher setzt sie gleichsam in Mitbesitz seiner glücklichen Umstände ohne seinen Nachtheil, und verdeckt auf diese Weiße die empörende Ungleichheit der Güter, die immer einen heimlichen Groll der Armen gegen die Reichen unterhält. Wenn der Reiche dem angehenden fleißigen aber dürftigen Hausvater eine Summe Geld leihet, womit er sich Werkzeuge und Materialien zur Ausübung seiner Kunst anschaffen kann, und durch diese Hülfe zum Wohlstand gelangt, welch' eine selige Empfindung mag diesen Wohlthäter belohnen, wenn ihm der frohe Hausvater das Kapital (ohne Zinse versteht sich) zurückstellt, und ihn versichert, seine Hülfe habe ihn in den Stand gesetzt, bald auch andern helfen zu können. Allein in Praxi ist das Leihen sehr bedenklich, weil es unter den Borgern gar viel Betrüger giebt, die sich nur bemühen, Geld oder Gut herauszuschwätzen, an das Wiedererstatten aber nicht denken. Die Unredlichkeit dieser Borger macht die Wohlthätigkeit der Vermögenden so schüchtern, daß auch die redlichen Armen oft keine Hülfe mehr finden können, deßwegen haben wohleingerichtete Staaten öffentliche Leihhäuser errichtet. Das Leihen hat eigentlich auf die

Dürftigen Bezug und ist eine Handlung der Wohlthätigkeit, wobei sohin von Zinsen keine Rede seyn kann. Wenn im Gegentheil Geld an Vermögliche verliehen wird, die damit ihre Wirthschaft oder Handelschaft vergrößern, oder andere einträgliche Spekulationen unternehmen, so gleicht ein solches Darlehen einem Gesellschafts-Vertrag, oder einer Verpachtung einer fruchtbringenden Sache, und ist dann nichts mehr als gerecht und billig, daß dem Eigenthümer des Kapitals ein Theil des Gewinnstes überlassen werde, den man Zins oder Interesse nennt. Um den Gewerbfleiß, der oft Wag und Gefahr bei seinen Unternehmungen zu wenig in Anschlag bringt und nicht selten einen zu hohen Gewinn hoffet, vor der Habsucht der Kapitalisten zu schützen, setzten die Obrigkeiten nach den verschiedenen Umständen der Länder die Größe der Zinsen fest. Die unrechtmäßigen Zinse, die dieses festgesetzte Maas überschreiten, oder von Armen genommen werden, sind mit dem Namen des Wuchers gebrandmarkt.

Liebe.

Liebe.

Lieben und bethen läßt sich nicht nöthen. Was man liebt, ist das Allerschönste. Die Liebe läßt sich nicht verbergen. Stroh in Schuhen, und Liebe im Herzen gucken überall heraus. Die Liebe ist blind und machet blind. Die Liebe zankt gern. Die alte Liebe rostet nicht. Von der Liebe allein kann man nicht leben. Wer nicht eifert, liebt nicht. Die Liebe lernt tanzen. Die Lieb ist süß, bis ihr wachsen Händ und Füß.

Liebe? was ist sie wohl? Sie läßt sich nicht aussprechen: alle Liebenden, die doch ihr Wesen am Besten kennen sollen, klagen ja, daß sie ihre Empfindungen nicht ausdrücken können, sie schneiden deßwegen ganz sonderbare Gesichter, machen schmachtende Aeuglein, seufzen und reden fast irre, und klagen über Brennen im Herzen; wenn die Krankheit steigt, so bekommen sie gar die Mundsperre, können nicht mehr reden und versinken in gegenseitige Anschauung, wie die Seeligen im Himmel. Diese Symptome äußern sich jedoch

nur bei einer Art von Liebe, die man, wenn man den Menschen, wie Baiern, in Ober- und Unter-Land eintheilen wollte, die unterländische heißen könnte. Es muß nämlich doch etwas im Menschen seyn, das gefällt, wenn man ihn lieben soll. Es kann dieses Etwas entweder die Vollkommenheit seines Geistes oder seines Herzens oder die Schönheit seines Leibes, oder beyder vereint seyn. Doch das bloße Gefallen nennt man noch nicht Liebe, es müssen zugleich Gefühle damit verbunden seyn, die jenes Gefallen zur Liebe erhöhen. Wenn die Schönheit der Seele der Grund der Liebe ist, so sind jene Gefühle sanft; es werden dabei keine Gesichter verzogen, die Augen nicht verdreht, man empfindet kein Brennen, wohl aber eine angenehme Wärme im Herzen, man ist dabei beredt und munter, und kann hinsehen, wo es einem beliebt. Diese reine Flamme, die sanft erwärmet, ist die Liebe der Freundschaft. Jene Liebe aber mit dem verschrobenen Gesichte gründet sich ganz oder doch größteu Theils auf die Schönheit des Leibes, und ist einem Feuer gleich, das viel Rauch mit sich führt, woraus sich obige Symptome mögen erklären lassen, wie auch die Blindheit, mit der die Verliebten geschlagen sind. Wider alle diese Uebel der un-

terländischen Liebe giebt es ein sicheres Mittel: man nennt es den heiligen Ehestand. Die guten Leute befinden sich kaum acht Tage in dem Schwitzbad dieses Standes; so hört das Brennen auf, der Puls geht wieder ordentlich, die Blindheit ist weg; ja sie sehen zu ihrem Erstaunen jetzt viel mehr, als ihnen lieb ist. Sie machen täglich neue Entdeckungen, als wenn sie sich vorhin ganz unbekannt gewesen wären. In der That scheint es auch, als wenn nur eine einzige Eigenschaft am geliebten Gegenstand die Aufmerksamkeit der Verliebten des Unterlands an sich zöge, und alles übrige gar nicht bemerkt würde. Wenigstens erzählt Plutarch, daß der Kaiser Nero eigentlich nur in die gelben Haare der Pompäa verliebt war. Denn diese zählte er, gab jedem Haar einen Namen, machte Gedichte darauf, und wenn durch den goldnen Kamm, womit er sie eggete, Eins ausfiel, so ließ er es in Gold fassen und weihete es der Juno. Den Verliebten giebt man guten Rath vergebens, sonst würde ich einige Mittel wider ihre Blindheit vorschlagen. Da ihnen denn nicht zu rathen ist, so müssen sie gleichwohl erst durch den heil. Ehestand geheilt werden. Dieser hilft sicher, aber freylich

zu spät. Eine Dame versuchte alle Mittel, um ihres Anbethers los zu werden. Es half keines. So will ich den Menschen heurathen, sprach sie, um doch endlich seiner los zu werden.

Lob.

Das eigne Lob stinkt. Des Pöbels Lob hält nicht die Prob. Das Werk lobt den Meister. Jeder Krämer lobt seine Waare. Gute Waare lobt sich selbst. Man lobt ihn über den Schällenkönig. Der heißt Hans.

Das Lob ist eine Art Ehrerbietung, indem man mit selbem ein öffentliches Zeugniß über die guten Eigenschaften eines andern ablegt. Es kann jemand ehr- und lobenswürdig seyn, ohne daß ihm Ehr und Lob zu Theil wird. Seine guten Eigenschaften werden vielleicht nicht beobachtet, oder sie machen auf andere keinen so starken Eindruck, daß ihnen der Mund davon übergieng, oder sie haben ihre Ursachen, darüber zu schweigen. Sich selber loben, will nicht recht gefallen: es soll im Wahlconvent übel gerochen haben, als bei

der Kaiserwahl Sigmund seine Stimme dahin abgab, daß er keinen Bessern kenne als sich selber, und sohin auch glaube, es sey keiner tüchtiger, das hohe Amt eines Kaisers zu verwalten, als eben er selbst. Doch wider Verleumdungen kann es wohl nothwendig werden, zu zeigen, daß man der unwürdige Mensch nicht sey, für den man ausgegeben werden will. In diesem Falle befand sich der Apostel Paulus, und nahm daher keinen Anstand, seine Verdienste um die Kirche herzuzählen. Entschuldigte sich aber dabei, daß man ihn, wie ein Unweiser zu reden, zwinge. Das Lob hat für die meisten Menschen einen sehr großen Reiz, und weil es nichts kostet, so sind die Menschen sehr freygebig damit. Doch eben diese Verschwendung, die mit dem Lobe geschieht, verringert ihren Werth. Es ist keine Ehre für ein Zeitalter, wenn man pflichtmäßige Handlungen mit öffentlichem Lobe überschüttet; wo solche Triebfedern nöthig sind, um ein Volk in der Ordnung zu erhalten, muß die Tugend selten seyn. Nur große, ausgezeichnete Thaten sollen als Beyspiele aufgestellt werden, die lehren, was gethan werden kann. Besonders ist der Misbrauch des Lobes bei fürstlichen Personen sehr groß. Jede Kleinigkeit von einer guten Handlung, die

sie thun, wird wie eine bewunderungswürdige That öffentlich bekannt gemacht und gerühmt, als wenn diese Menschen ordentlicher Weiße schlecht handelten. Alle ihre Handlungen gegen andere Menschen werden allerhöchste Gnade genennt, als wenn es für sie keine Pflichten gäbe. Die Großen sollten solche niedrige Schmeicheleyen als Beschimpfungen, die man ihnen anthut, strafen, oder wenigstens, wie der Kaiser Pescennus Niger, sich es öffentlich verbitten: Beschreibt, sprach er, die Thaten eines verstorbenen guten Fürsten und sagt, was er gethan hat, damit wir ihm nachahmen können. Denn Lebendige zu loben, die man fürchten muß, klingt satirisch, oder riecht nach Schmeicheley. Hat der Tod das Licht des Lebens ausgeblasen, sagt ein Dichter, dann erkennen straks aller Menschen Nasen, ob's von Talg war oder Wachs. Doch erkennen mögen sie es wohl schon früher, aber bei Großen hat selbst nach ihrem Tod die Schmeicheley noch kein Ende, er müßte nur der Letzte seines Stammes und Namens seyn, deßwegen wird das Leben der chinesischen Kaiser erst dann beschrieben, wenn ihre ganze Dynastie erloschen ist.

Lohn.

Wie die Arbeit, so der Lohn. Undank ist der Welt Lohn. Das Pferd, welches den Haber verdient, bekommt ihn nicht. Umsonst ist der Tod.

Nach dem Gesetze der Gerechtigkeit soll der Lohn immer der Arbeit genau angemessen seyn. Allein, welche Verwirrung müßte in der Welt entstehen, wenn man auf diesem Gesetze hartnäckig bestehen wollte. Die Secretäre bekämen hie und da die Besoldungen ihrer Prinzipale, die Kapläne die Einkünfte der Praebenden, die Gesellen würden Meister, die Knechte Herren und die Mägde Frauen spielen wollen. Ja die Könige wären auf ihren Thronen nicht mehr sicher. Man muß diese Maxime um der allgemeinen Ruhe willen verheimlichen, oder allenfalls nur gegen arme Schlucker anwenden, wie der Arzt Radeliff that, der seinen Pflasterer nicht bezahlen wollte, weil er schlechte Arbeit gemacht und sie nur mit Erde bedeckt hätte, damit man sie nicht bemerke. Doch selbst der Pflasterer berief sich auf höhere Beyspiele; o Herr Doktor, sagte er, meine schlechte Arbeit ist es

nicht allein, die mit Erde bedeckt wird, ich kann noch den Mortifikations-Conto für mein Weib seel. vorzeigen, den ich euer Herrlichkeit bezahlen mußte. Es ist sohin jene Maxime von der Gleichheit des Lohnes und der Arbeit nicht einmal in den niedern Ständen sicher anzuwenden, ohne sich allerley Sticheleyen auszusetzen. Die Fürsten haben schon sehr frühe ein Mittel ausgedacht, wie sie hochverdiente Leute auf's wohlfeilste belohnen können. Die Römer flochten Gränze von Eichenlaub, und setzten sie ihnen auf die Köpfe. Das ward für überschwenglichen Lohn der größten Thaten gehalten. In den neuern Zeiten macht man die Hochverdienten zu Ordensleuten, hängt ihnen Kreuze, Sterne oder Schaumünzen an farbigen Bändlein an die Brust, daß mancher von weitem wie eine Krambude erscheint. Die Minderverdienten müssen sich mit Titel ohne Mittel oder gar mit Belobungsdekreten begnügen. Doch in den letzten Zeiten, wo die alte Einfalt immer mehr abnahm, und die Leute pfiffiger wurden, wollten es die Anhängsel allein nicht mehr thun; die Fürsten mußten auch einige Einkünfte damit verbinden, wenn sie mit selben zu ausgezeichneten Thaten reizen wollten. Das macht dem Staat neue Ausgaben, und dem

Unterthan neue Auflagen. Doch hat man starke Hofnung, daß diese Ausgaben bald wieder aufhören werden, weil es bald so weit kommen wird, daß kein Mensch sich weder für pflichtige, noch überpflichtige Handlungen wird belohnen lassen: denn die Philosophen von der strengen Observanz predigen nur reine Tugend, und verdammen alle Lohnsucht, und da sie ihre erhabene Lehre mit ihrem Beyspiel so treflich unterstützen; so werden bald allenthalben neue Menschen zum Vorschein kommen, die keine materiälen Triebfedern mehr nöthig haben, um überall recht, edel und groß zu handeln.

Lüge.

Wer gern lügt, stiehlt gern. Der Lügner ist ein Betrüger. Ein Lügner muß ein gutes Gedächtniß haben. Vom Sagenhören lügt man gern. Der Meyner und der Lügner sind zwey Brüder. Auf eine Lüge gehört eine Maultasche. Aus der Ferne ist gut Lügen. Er lügt, daß sich die Balken biegen. Er lügt, daß ihm der Dampf zum Maul 'raus geht. Er lügt einem an, daß man möchte blau werden.

Wenn er an der ersten Lüge erstickt wäre, wäre er längst begraben. Er gäb' einen schlechten Zigeuner ab, denn er könnte nicht wahr sagen. Es ist das zehnte Wort nicht wahr, das er redet. Er darf nur auf den Boden sehen; so findet er eine Lüge. Er lügt, so oft er 's Maul aufthut. Er saugt alles aus den Fingern, was er Neues erzählt. Es ist alles erstunken und erlogen. Er hat alles von sich selbst gehört. Er heftet einem was auf den Ermel, der Lügenbeutl. Er bindet einem einen Bären an, der Schwänkmacher. Er macht aus jeder Mücke einen Elephanten. Wenn die Hälfte wahr ist, darf man zufrieden seyn. Das ist eine Bader- oder Bothen-Neuigkeit.

Wenn Menschen mit einander in Gesellschaft leben wollen; so müssen sie sich vor allem zur Wahrhaftigkeit verpflichten. Denn ohne sie kann kein allgemeines Vertrauen, welches zum Verkehr mit einander nöthig ist, statt haben. Deßwegen macht Plato die Wahrhaftigkeit zum ersten Gesetz in seiner Republik. Die Lüge ist eine Verletzung dieser ersten Pflicht. Sie zerstört das allgemeine gegensei-

tige Vertrauen, sie bricht den stillschweigenden Vertrag, die Wahrheit zu sagen, ohne welchen sich niemand mit einem andern in Verkehr einlassen würde. Sie ist überhaupt auch ohne Rücksicht auf Folgen von der Vernunft verworfen, unrecht. Es giebt aber Unwahrheiten, die man keine Lügen nennen kann, weil keine Absicht des Betruges damit verbunden ist, und jeder vernünftige Mensch die wahre Deutung dieser Unwahrheiten kennt, z. B. Fabeln, Scherze, Mährchen, die gewöhnliche Komplimentensprache des feinern Umganges. Ob wir aber jemand, der kein Recht hat, die Wahrheit zu wissen, mit einer Unwahrheit abspeisen dürfen, wenn die Entdeckung der Wahrheit uns sehr schädlich wäre, darüber haben die Sittenlehrer viel gestritten. Diejenigen, welche sich einen Räuber recht lebhaft vorstellen konnten, wie er unser Eigenthum bis auf den letzten Häller wissen will, um es in Verwahr zu nehmen, haben zugestanden, das man ihm ein Blaues vor die Augen machen dürfe, um sich seiner zudringlichen Gesellschaft zu entledigen; indem ein solcher Unhold wohl keine Ansprüche auf die Vortheile der Gesellschaft, dessen Grundgesetz er so gröblich verletzt, machen könne. Die Kriegsgesetze erlauben wohl, daß man durch

falsche Nachrichten seinen Feind hintergehen dürfe, weil ohnehin während des Krieges kein Zutrauen Platz hat, und sohin keines verletzt werden kann. Allein, wenn die Engländer durch Nothschüsse, die sie thaten, ihren Feind in ihre Gewalt locken, so überschritten sie nicht nur die Gesetze des Krieges, sondern der Menschlichkeit, und verdienen den Abscheu des menschlichen Geschlechtes. Das Lügen ist heut zu Tag sehr gewöhnlich. Wenn eine Begebenheit sich nahe, ja in unserm Wohnorte zugetragen hat, so ist es schwer, sie nach ihrer wahren Beschaffenheit zu erfahren; die Leute können die Wahrheit nicht einmal über die Gasse tragen, ohne sie zu verliehren oder wenigstens zu verunstalten. Silvian von Massilien sagt von einer gewissen Nation, die man nach dem Absterben des h. R. Reiches in solchen Fällen nicht nennen darf, daß bei ihr Lügen und Meineid keine Laster, sondern nur Redensarten seyen. Leider, haben wir sie hierin, wie in vielen andern Stücken, sehr nachgeahmt. Ehemals waren die Deutschen wegen ihrer Wahrhaftigkeit bei allen Völkern gerühmt, nachdem sich aber die falsche Schminke, die falschen Haare, die falschen Zähne, die falschen Busen, die falschen Maniern ꝛc. eingeschlichen hatten; so fanden auch die fal-

schen Maximen willige Aufnahme. Und nun darf man zufrieden seyn, wenn die Hälfte von dem wahr ist, was der Mund sagt.

Mängel.

Gut wäre alles, wenn kein Aber dabei wäre. Jedes Haar hat seinen Schatten. Wer Eyer will, muß sich auch das Gaken der Henne gefallen lassen. Wo Gott eine Kirche hat, hat der Teufel auch eine Kapelle dabei. Wenn es Brey regnet, so hat man keine Schüsseln. Kein Feuer ohne Rauch. Kein Fleisch ohne Knochen. Kein Rosenstrauch ohne Dörner. Keine Freud' ohne Leid.

Man rathet uns immer, wir sollen jede Sache auf allen Seiten betrachten. Wie kann es da anders geschehen, als daß wir viele Mängel daran bemerken, und unzufrieden damit werden. Mein Rath lautet dagegen, wir sollten jede Sache allein von der rechten Seite betrachten, so werden wir viel weniger unzufrieden damit seyn. Auf der Erde werden wir nichts finden, das durchaus vollkom-

men ist: und das hat Gott gar weislich so eingerichtet. Denn recht hätte er es uns doch nie machen können, weil wir gar wunderliche Leute sind, und jeder seinen eigenen Kopf hat. So macht's euch denn selber recht, dacht' er, und ließ alles unter einander wachsen. Freylich hat er die Rose mit Dörnern besetzt, doch nur, damit die leichtsinnigen Knaben Bedachtsamkeit lernen. Auf den Boden des Freudenbechers goß er Bitterkeit, damit wir ihn mäßig genießen. Unser Leib ist nicht auf die Dauer gemacht, weil er nur ein Reiserock seyn soll. Manche Stürme gehen über uns, die uns das Leben verdrüßlich machen; und doch hoffet der älteste Greis, seine Kräfte werden zureichen, wenigstens noch ein Jahr diesen Stürmen zu trotzen. Und endlich der Tod, welch ein gräußliches Ding. Nun, der erfüllt ja unsre Wünsche, und macht allen Mängeln ein Ende. Man muß mit festem Muth die Reise durch dieses Leben machen. Auf Reisen giebt es viel Annehmlichkeiten und viel Beschwerlichkeiten. Des Dichters Rath ist hiebei der beste: Lache nie wie Demokrit, weine nie wie Heraklit; diese spielten auf der Bühne unsrer Erde Harlekine. Stell' dich weise zwischen beyde, übertrage Leid und Freude.

Mäßigkeit.

Die Mittelstraß' der beste Paß. Zu wenig und zu viel ist aller Narren Spiel. Mäßigkeit ist die beste Arzeney. Zu viel ist ungesund. Man muß auch im Guten nicht zu viel thun. Man muß sich nicht zu sehr angreifen. Wenn das Maaß voll ist, lauft's über. Der Vielfraß wird nicht gebohren, sondern erzogen. Hau' nicht über die Schnur. Es sind ihm die Augen weiter als der Bauch. Er kann viel vertragen, er hat einen ausgepechten Magen. Das beßte Lied macht durch die Länge müd.

Die Mäßigkeit bestimmt das Maaß der Thätigkeit aller Begierden nach sittlichen Grundsätzen. Sie hält den Menschen in der gehörigen Fassung bei Lust und Schmerz, und macht der Vernunft Raum, daß sie sich umsehen kann, wenn das Gedräng von Begierden und Trieben um sie her zu groß werden will. Sie hält Polizey unter den sinnlichen Neigungen, und ruft alle geistigen Kräfte unter das Gewehr, wenn jene die Vernunft zu stürmen drohen. Sie ist die Leibwache der Tugend, damit selbst diese Edle nicht über die

Schnur hauen möge. Sie giebt erst allen guten Eigenschaften der Menschen die schönste Haltung. Wo sie nicht die Aufsicht führet, da verheeren die Leidenschaften alles, so weit sie reichen. Die edle Werthschätzung seiner Selbst wird zum verachtenden Stolz; der gerechte Eifer zur Wuth; die kluge Häuslichkeit zum gefühllosen Geiz; die Fröhlichkeit zur Ausgelassenheit; der Honig der Liebe zum zerstörenden Gifte; die Leben erhaltenden Genüsse zur Leben verzehrenden Völlerey. Wenn den Xeuxes die Freude tödtete, da er die alte Hecuba zum Leben gemahlen hatte; wenn dem fünften spanischen Philipp das Herz zerplatzte, als er die Niederlage der Seinigen bei Plazenz vernahm; wenn Scanderbeg vor Grimm gegen die Türken Blut spie: so sind das allerdings außerordentliche Beyspiele. Allein, in minderen Graden sind die Verheerungen der Leidenschaften desto gewöhnlicher. Wer muß nicht das menschliche Geschlecht beklagen, wenn er die Herrschaft der Wollust sich täglich erweitern sieht, die ihre Unterthanen bis auf die Knochen aufzehrt. Welche Opfer des Todes werden der Völlerey gebracht! Alle Kriege auf Erden kosteten nicht soviel Menschen-

leben,

leben, als der Misbrauch der Speisen und des Getränkes wegrafte.

Menge.

Viel Köpf, viel Sinn. Viele Köche versalzen die Suppe. Viele Schweine machen den Trank dünne. Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Der Teufel bring' diese Kerl alle unter einen Hut. Man weis nicht mehr, wer Koch oder Kellerer ist.

Weisheit ist nicht der Antheil der Menge: denn die Zahl der Narren ist bei weitem die größte, wie schon Salomo bemerkte. Daher kam es dem weisen Scythen Anacharsis mit Recht seltsam vor, daß damals bei den Athenern die Weisen blos das Recht zu berathschlagen, das Entscheidungsrecht aber die Narren, d. i. der große Haufen hatte. Solon stellte deswegen das hohe Gericht, den Areopag, wieder her, welches schon ehemals bestanden hatte. Man hat in unsern Tagen diese alte Thorheit nochmal aufgelegt; aber sogleich gefühlt, welch eine unvernünftige und

grausame Bestie die Menge sey. Man mußte ihr gewaltthätig die Ketten wieder umwerfen und den Nasenring anlegen, um Sicherheit vor ihrer Wuth herzustellen und sie selbst in Ordnung zu bringen. Die größte Kraft ist immer in der Einheit. Wenn die höchste Gewalt auch nur in zwey oder drey vertheilt ist; so ist die Gefahr groß, daß die Suppe versalzen werde. Varro und Aemil hatten in der Schlacht bei Cannä wider den Hannibal gleiche Gewalt über die Armee vom Senat erhalten. Allein, die vierzigtausend Römer, welche das Schlachtfeld mit ihren Leichen bedeckten, würden Sieger gewesen seyn, wenn Aemil die höchste Gewalt allein gehabt hätte.

Menschenkenntniß.

Es ist jetzt eine böse Welt. Die Welt wäre gut genug, wenn nur die Leut etwas nutz wären. Die Menschenkinder sind lauter arme Sünder. Es denkt nur jeder an sich, alle schreien: herda, mein Fisch. Wen man nicht kennen kann, schau' man seine Kam'raden an. Jeder hat ein Steckenpferd. Jedem Lappen gefällt seine

Kappe. Man kennt den Vogel aus dem Gesang und den Hasen aus dem Klang.

Es ist eine schwere Kunst, die Menschen zu kennen. Ihre Beschaffenheit hångt von gar vielen zufålligen Bedingungen ab. Naturanlagen, Gewohnheiten, Erziehung gestalten ihn mannigfaltig. Er bleibt sich nicht einmal selbst immer gleich. Die Triebfedern seiner Handlungen sind zu verdeckt, als daß man sie mit freyen Augen sehen kõnnte. Es giebt zwar wenig so ganz verschlossene Menschen, daß man gar keine Ritze entdecken kõnnte, durch welche ein scharfes Aug spåhen kann. Doch öffnen sich solche Ritzen nur bei Handlungen, wo kein Beobachter vermuthet wird. In öffentlichen Geschåften werden Rollen gespielt. Es giebt dagegen auch offene Karaktere, die aufgeschlagen da liegen, allein, ihr Inhalt ist nicht von Wichtigkeit. Wer sich selbst genau kennt, der besitzt einen Hauptschlůssel, der ihm alle Schlösser öffnet, die nicht eine besonders kůnstliche Einrichtung haben. Aber eben das macht die Sache so schwierig, daß die Schlösser mit kůnstlichen Einrichtungen so sehr Mode werden. Der

Verschlagene kann alle Handlungen, und das ganze Benehmen des Redlichen mit Gewisheit vorhersagen, denn er weis seine Grundsätze, die einfach sind. Aber der Redliche kann von dem Benehmen des Verschlagenen nichts mit Sicherheit bestimmen, weil der Gesetzlose viele Wege gehen kann. Im Umgang mit solchen Menschen von so künstlichen Einrichtungen fodert es die Klugheit, mistrauisch zu seyn, sich wohl vorzusehen, und von ihnen nichts zu erwarten, was ihnen keinen Vortheil bringt. Man sollte, nach der Meinung der Sittenlehrer, jeden für gut halten, bis man vom Gegentheil überzeugt ist. Diese Regel mag für das goldne Zeitalter des menschlichen Geschlechtes sehr passend gewesen seyn, wo auch die Wölfe und Schaafe noch mit einander weideten, und die Mäuse mit den Katzen, und die Hennen mit den Füchsen scherzten; allein, für unser aufgeklärtes Zeitalter taugt nur die Regel: Trau, schau, wem?

Mittel.

Mancher sucht einen Pfenning und verbrennt dabey um drey Kreuzer Kerzen. Man bacht kein Brod ohne Mehl. Aus Nichts

wird nichts. Mit Nichts kann man kein Haus bauen. Wenn man mit Katzen jagt, fängt man Mäuse. Mit einem Narren läßt sich kein Kind taufen. Da heißt's, wasch' den Pelz, und mach' ihn nicht naß. Wer wird der Katz die Schällen anhängen. Wer springen will, bückt sich. Ein Keil muß den andern treiben.

Unser Herz ist immer voll Wünsche. Unsere Begierden regen selbe auf, wie die Winde die Meereswogen. Nicht zufrieden mit dem, was wir haben, verlangen wir stets etwas Bessers. Die Einbildungskraft schmückt ihre Kinder mit allen Reizen, die sie nur geben kann. Allein, eben dadurch spielt sie uns einen bösen Streich. Wir wollen diese Kinder mit Liebe umarmen, und erfahren nun zu unserer größten Betrübniß, daß unsere Arme zu kurz sind, um sie erreichen zu können. Wir übertreiben unsre Wünsche, und finden dann keine Mittel, womit sie erfüllt werden könnten. Oder wenn wir uns auch oft ein erreichbares Ziel setzen, so jagen wir so hastig darnach, daß wir uns nicht Zeit nehmen, die Mittel zu prüfen, die wir gebrauchen, ob sie auch Kraft genug haben, dem Wunsch sein

Daseyn zu geben; oder ob sie sich in der rechten Stellung befinden, wo sie ihre ganze Kraft äußern können. Wenn der Widder mit dem Stier boxen will, so hat er ja sicher seine Kräfte nicht berechnet. Die Mäuse aber waren ganz blödsinnig, da sie auf einer Generalversammlung decretirten, alle Katzen müßten künftig Schällen tragen, damit dieses falsche Thier sie nicht mehr beschleichen könne, ohne von weitem gehört zu werden. Und doch sehen wir solche Verrechnungen häufig nicht nur bei einzelnen Menschen, sondern im Rath ganzer Völker. Man muß aber auch bekennen, daß gute Zwecke leichter aufzufassen sind, als die Brauchbarkeit und Kraft der Mittel zum voraus zu entscheiden ist. Die Hindernisse des Zweckes sind gleichfalls leichter zu erkennen als seine Beförderungsmittel. So wollten die Römer ihre Gesundheit an Seel und Leib schützen, und verbannten die Philosophen und Aerzte aus ihrem Staate, und von Mexico mußten die Advokaten ferne bleiben, um die neuen Einwohner vor Processen zu verwahren. Allein, immer die geschicktesten Beförderungsmittel zu entdecken, dazu gehört ein größerer Scharfsinn: besonders wo man Pelze waschen muß, und soll sie nicht naß machen, wo man

allerley Rücksichten nehmen muß, welche die Kraft der Mittel hemmen.

Müßiggang.

Müßiggang ist aller Laster Anfang. Müßiggang hat einen bösen Nachklang. Er stiehlt Gott die Täge ab. Er laborirt am Faulfieber. Er liegt immer auf der faulen Bärenhaut. Er ist ein Faulenzer, Tagdieb, Pflastertreter.

Der Müßiggang ist ein Scheu vor nützlichen Geschäften, die Anstrengung fodern. Ohne alle Geschäfte kann kein gesunder Mensch lange bleiben. Denn die Seele des Menschen ist von Natur thätig, deßwegen ist ihm jene Leerheit der Seele, wo alle angenehmen Vorstellungen entwischt sind, und die Seele unthätig dasitzt, und allein die Zeit bemerkt, oder die lange Weile, unerträglich. In einer solchen Verlegenheit flehet er jeden Zeitvertreib, er mag gut oder böse seyn, um Hülfe an. Der Müßiggänger ist also auch beschäftigt, aber unregelmäßig und mit geringfügigen Dingen, die keine Anstrengung kosten,

aber auch keinen Nutzen bringen. So brachte Myrmekides von Milesien seine Zeit damit zu, daß er ein vierspänniges Wägelchen verfertigte, welches er unter ein paar Mückenflügel verstecken konnte. Kallikrates von Sparta vertändelte seine Zeit damit, daß er Verse mit goldnen Buchstaben auf Senftkörner zeichnete. Das sind arbeiten! Doch Aelian sagt, daß niemand ihren Fleiß und Mühe loben wollte. Solche geschäftige Müßiggänger giebt es die Menge. Sie klagen noch dazu über Mangel an Zeit, laufen fast immer auf den Gassen und Gebärden sich, wie der Advokat im Thom Jones, der sich gern in tausend Stücke hätte zertheilen mögen, um seinen vielen Commissionen nach allen Richtungen im Reiche nur einigermaßen entsprechen zu können. Aufstehen, Ankleiden, Frühstücken, Neuigkeiten anhören und austragen, Visiten machen und annehmen, essen, trinken, spielen, tanzen, jagen, Schauspiele besuchen, wohl gar noch Romane und Allmanache lesen, sind das nicht Arbeiten, welche das stärkste Pferd nicht verrichten könnte? Auch in den Volksklassen trift man genug solche geschäftige Taugenichtse an. Sie vernachlässigen ihre Gewerbe und nehmen andere Geschäfte zur Hand, die weniger Anstrengung kosten, aber auch weniger

Gewinn abwerfen. Sie verarmen; wissen aber den Leuten guten Rath zu geben, wie sie reich werden sollen. Der fromme Müßiggang ist ehemal im größten Ansehen gestanden, und genoß reichliche Einkünfte. Es bildeten sich zahlreiche Innungen, die der Welt, d. i. den Arbeiten und Sorgen der Welt, bis auf die geringen Bemühungen ihrer Zähne und ihres Magens, entsagten, und sich die lange Weile mit Singen und Bethen vertrieben. Doch der Neid und die Noth haben sich vereiniget, und diesen frommen Singvögeln die Federn ausgerupft. Unsre Voreltern, die alten Deutschen, waren große Freunde des Müßiggangs. Sie waren rohe Bengel, die sich nur auf Krieg mit Menschen und Thieren verstanden. Außer diesem lagen sie den ganzen langen Tag auf ihren Bärenhäuten hingestreckt unter ihren Eichbäumen. Nichts thun, sagt Herodot, war bei ihnen ehrenvoll, das Feldbauen aber das verächtlichste Geschäft. Bei Gelagen, die sie hielten, soffen sie sich toll und voll. Das Würfelspiel war ihr liebster Zeitvertreib. Nach und nach aber reservirten sich die Vornehmen diese Lebensart, und hielten die Niedrigen strenge zur Arbeit an, wie wir es, jedoch mit großer Veränderung im Geschmacke des Zeitvertreibes,

noch sehen. Bei cultivirten Völkern waren die Müßiggänger nicht wohl gelitten. Die Athener hatten scharfe Augen auf sie. Wer das drittemal als Faulenzer angegeben wurde, ward für ehrlos erklärt. Bei den Römern durfte sich niemand auf der Gasse sehen lassen, ohne ein Werkzeug seiner Profession bei sich zu tragen, wodurch man ihn für einen rechtlichen Mann erkannte, der sich ehrlich ernähren könne. Denn einem Müßiggänger ist nie zu trauen. Ungebautes Land bringt nur Dörner und Unkraut hervor. Der reiche Müßige ist ein Verführer der Weiber und Töchter: der arme Müßige findet, wo niemand etwas verlohren hat.

M u t h.

Ein weises Herz und guter Muth, ist köstlicher als Geld und Gut. Muth, ist für vieles gut. Das Glück hilft keinem Hasenfuß. Wer sich 's Maul nicht aufzuthun getraut, muß den Beutel aufthun. Nimm 's Herz in beyde Händ' und wag's. Es ist ihm kein Graben zu breit. Er hat Kurasch' für neun Teufel. Er fieng den Teufel auf freyem Feld. Er redet von

der Brust weg. Er nimmt kein Blatt für 's Maul. Er ist kurz angebunden. Er sagt's ihm in Bart hinein. Er reibt's ihm unter die Nase.

Der Muthige sucht keine Gefahr, aber er scheut auch keine. Er läßt sich durch Furcht nicht abhalten, seine Pflicht zu thun oder seine Rechte zu vertheidigen. Schnell concentrirt er alle seine Kräfte und geht dem Uebel zu Leib, das ihm droht, oder erwartet den Angriff desselben gerüstet. Im Krieg haben die Männer vorzüglich Gelegenheit, ihren Muth zu zeigen, wenn sie, von Gefahren umrungen, die Gegenwart des Geistes nicht verliehren, sondern, durch selbe nur zu desto größerer Anstrengung ihrer Streitkräfte aufgereizt, der feindlichen Gewalt wehren oder sie besiegen, oder den Sieg dem Feinde theuer verkaufen. Denn es sind oft die Besiegten tapferer als die Sieger, da nicht selten die größten Siege nur vom Genie des einzigen Feldherrn, oder von einem kleinen Umstand, gegen den alle Tapferkeit nichts vermag, abhangen. Wer bewundert nicht den Rückzug der zehntausend Griechen von Babylonien bis nach Trebisond, und wer verachtet nicht ihre Sieger? Die

Griechen waren sechshundert Meilen von ihrem Vaterlande entfernt, ganz mit Feinden umgeben, sogar ihrer Generale beraubt, die durch List in's persische Lager gelockt und ermordet wurden. Sie mußten mit unbeschreiblichen Trübsalen kämpfen. Sie widerstanden den immer sie bekämpfenden Feinden, dem Hunger, den unwegsamen Bergen, den Flüßen und der Witterung. Welchen Muth zeigte der Tribun Calpurnius Flamma mit seinen dreyhundert Tapfern? Der Consul Attilius, der sich auf Sicilien in ein Thal locken ließ, würde mit seiner ganzen Armee von den Carthaginensern, welche die Höhen besetzten, vertilgt worden seyn, wenn nicht der kühne Flamma mit seinem Haufen der gefangenen Armee eine Oeffnung gemacht hätte. Er allein blieb bei Leben, doch ganz mit Wunden bedeckt. Ein Kranz von Gras war der Lohn dieses muthvollen Unternehmens Mehr tollkühn, als muthig war die That des Edward Stanley, der im Jahr 1586. bei der Feste Zütphen in den Niederlanden die Pique, mit der die Feinde aus dem Kastell auf ihn herabstießen, mit beyden Händen ergriff, daß ihn die Spanier in das Kastell hinaufziehen mußten, wenn sie ihre Pique haben wollten. Kaum stand er auf den Füßen, so zog er sei-

nen Degen, schlug alles zurück, was sich ihm entgegensetzte, und schafte dadurch den Seinigen Zeit, sich des Kastells zu bemächtigen. Doch Muth zieret nicht den Krieger allein. Denn von diesem läßt er sich nicht wegdenken, ohne ihn in eine verächtliche, feige Memme zu verwandeln. Auch im bürgerlichen Stande ist Muth nöthig, und ziemt überall dem Manne, und bewirkt Achtung bei allen Edeldenkenden. Davon geben uns die Privertaner ein schönes Beyspiel. Nachdem sie von den Römern auf's äußerste gebracht wurden, schickten sie Gesandte nach Rom. Der Senat fragte sie, was für eine Strafe sie verdient zu haben glauben. Wir verdienen, sprachen sie, was Leuten geziemt, die sich der Freyheit würdig halten, und alles mögliche thun, um ihre Freyheit zu behaupten. Wenn wir euch Gnade erweisen, erwiederten die Senatoren, können wir uns auf eure Treue verlassen? ja, versicherten die Gesandten, wenn die Friedensbedingungen gerecht und menschlich sind, und wir darüber nicht erröthen dürfen. Einige Senatoren fanden diese Aeußerungen zu trotzig. Doch siegte die Achtung des Edelmuthes. Der Schluß des Senates fiel dahin aus: daß Feinde, die sich durch ihre Unglücksfälle nicht haben niederschlagen lassen, die Ehre verdie-

nen, römische Bürger zu seyn. Kühn, aber nicht edel, betrugen sich die Gesandten von Athen gegen Philipp von Macedonien, bei dem sie sich wegen zugefügten Feindseligkeiten beschwerten. Der König entschuldigte sich, und trug der Republik seine Dienste an, wo er ihr etwas Gefälliges erweisen könne. Die größte Gefälligkeit kannst du uns erweisen, sagten die Gesandten, wenn du dich erhenkest. Der König war damals friedfertiger als diese Grobiane und ließ sie ihre Wege gehen. Doch die Schuld war auf seiner Seite, und diese nimmt ehrlichen Leuten den Muth. Im Gegentheil erhöhet die Unschuld den natürlichen Muth. Sokrates spottete über seine Richter, da sie über seine Todesart, zu der sie ihn verurtheilen wollten, nicht gleich einig werden konnten. Ich will euch sagen, sprach er, was ich verdient habe. Weil ich mein ganzes Leben hindurch eure Kinder unterrichtete, und darüber meine häuslichen Geschäfte hintan gesetzt habe; so verdamme ich mich deßwegen dazu, daß ich künftig auf Kosten der Republik möge ernährt werden. Wer Muth besitzt, würdiget sich nie zu Lügen oder schlechten Thaten herab, um sich aus der Gefahr zu retten. Seine Freunde wollten den Sokrates bereden, er sollte gelindere Saiten aufziehen,

bitten, flehen: andere wollten ihn aus dem Kerker befreyen, und über die Gränze bringen. Allein, er verwarf alle dergleichen Anträge, als seiner unwürdig. So verwarf auch im Gefühl des Muthes und der Ehre Kaiser Heinrich der Zweyte den Antrag eines ehrvergessenen Fürsten, der ihm den König von Pohlen, welcher sich bei diesem Treulosen eben aufhielt, gefänglich überliefern wollte. Es ist der Deutschen Gebrauch zu jeder Zeit gewesen, ließ er ihm sagen, dem Feind offen unter die Augen zu treten, und ihn männlich zu überwinden. Muth mit Rechtschaffenheit vereiniget ziemet dem Mann und erwirbt ihm Vertrauen.

Nachsicht.

Man muß zu Zeiten durch die Finger sehen. Man muß zuweilen ein Aug zudrücken. Fehlen ist menschlich. Es kann nicht immer grad gehen. Stolpert das Pferd, und hat doch vier Füße. Wird der Prediger auf der Kanzel irre. Eine gescheide Henne verlegt auch zu Zeiten ein Ey. Ueber geschehene Dinge muß man das Bessere reden.

Die Neigungen, Empfindungen, Ansichten der Dinge, und Gewohnheiten sind unter den Menschen sehr verschieden. Wer alles Thun anderer Leute nur über seinen Leisten messen will, und was über diesen nicht paßt, bekritelt und beschnarcht; oder der auch jeden wirklichen Fehler sogleich rügen will, der macht seinen Umgang oder Aufsicht verhaßt, und erbittert die Gemüther, ohne sie zu bessern. Haben diese strengen Herren allein die richtigsten Begriffe von allen Dingen und ihren Verhältnissen gegen einander; sind sie die Auserwählten, die sich nie einen Fehler zu Schulden kommen ließen? Ein Oberer soll allerdings die Fehler derjenigen, derer Aufsicht ihm anvertraut ist, bemerken, wenn er jedoch klug ist, wird er oft durch die Finger sehen, ein Aug zudrücken, d. i. sich betragen, als hätte er sie nicht bemerkt. Wollen diese Fehler bedeutend werden, oder um sich greifen, oder sich fest setzen, dann ist es Zeit, Notitz davon zu nehmen. Doch muß man auch dann solche Fehler nicht bei der schärfsten Spitze anfassen. Was man wegsegnen kann, muß man nicht wegfluchen. Was sich weglachen läßt, muß man nicht mit Thränen wegschwemmen wollen. Wenn die jovialen Athener aus vollem

lem Hals lachten, da Cleon die Rathsversammlung aufgehoben wissen wollte, weil er heut Gäste zu Tisch geladen habe und nicht dabei seyn könne; so ist das viel menschlicher, als wenn sie ihn wegen dieser Respektlosigkeit hätten aufhenken lassen, das ihm nach Meinung des Plutarch zu Carthago gewiß geschehen seyn würde. Der große Feldherr von Frankreich, Marschall von Türenne, bewies gegen seinen Küchenjungen nicht weniger Nachsicht. Er lag im Nachtkamisol am Fenster eines Nebenzimmers. Der Küchenjunge glaubte, sein Kollega mache es sich da so bequem und versetzte ihm mit der flachen Hand auf den Hintern einen großen Klatsch. Türenne wandte sich schnell um, und der arme Junge fiel sogleich auf die Knie und schrie: Gnädiger Herr! ich glaubte, sie seyen Georg der Sudelkoch. Türenne rieb sich den Hintern und sagte gutmüthig: Wenn ich auch Georg gewesen wäre, so hättest du doch nicht so verteufelt zuschlagen sollen. Türenne konnte den zugefügten Schaden durch einiges Reiben wieder ausgleichen; aber Friedrich der Große von Preussen hatte mehr Mühe, als ihm ein unachtsamer Page die Handschrift seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges verbrannte. Und

doch war der ganze Bescheid, den er über diesen Vorfall gab: also schreibe ich die Geschichte noch einmal! Da lerne, daß man zu geschehenen Dingen das Bessere sagen soll.

N a r r.

Ein Narr macht zehn. Lauter Narren brauchen nicht reitern. Die gelehrten Narren sind über alle Narren. Narren hats geregnet, daß man's hat patschen hören. Jeder muß ein paar Narrenschuhe zerreissen. Narren muß man mit Kolben lausen. Wo drey sind, muß Einer der Narr seyn. Er ist von einem Narrn besessen. Er ist ein Narr in sein Sack. Er ist ein Narr in Folio. Es fehlt ihm, wo man die Ochsen hinschlägt. Es ist ihm das Radl laufend geworden. Er ist angebrannt zwey Finger ober der Nase. Er hat einen Streich. Er ist geschupft. Er hat einen Schuß. Er ist ein Schußbartl.

Man weis noch nicht recht, was es mit der Narrheit für eine Beschaffenheit hat. Manche, die an einem Orte für Narren gelten, werden an andern Orten als Weise ver-

ehrt. Manche, die in den Hundstagen für Erleuchtete oder Begeisterte gehalten wurden, werden im Winter als verbrannte oder Besessene verlacht. Dieser sonderbare Wechsel ist in unsern Tagen vorzüglich unter den Philosophen Mode geworden. Wer sich aus ihnen am Abend als der größte Denker seiner Zeit schlafen legt, muß sich's vielleicht gefallen lassen, am Morgen als der größte Narr seiner Zeit aufzustehen, wenigstens von seinen Herren Kollegen so begrüßt zu werden. Doch großen Geistern ist es von jeher begegnet, daß sie für Verzuckte oder Verruckte gehalten wurden, weil sie auf keinem betrettenen Weg blieben, eine unverständliche Sprache redeten, und manche seltene Eigenheiten an sich hatten. So hielten die Abderiten ihren guten Mitbürger Demokrit für einen Narrn. Freylich lachte der Mann über alles, und soll sich so gar die Augen geblendet haben, um in seinen Betrachtungen nicht gestört zu werden. Doch der berühmte Landphysikus von Cos, Hippokrates, welchen die Abderiten riefen, um ihren Mitbürger zu kuriren, gab sein Visum repertum an den Rath zu Abdera dahin ab: daß Demokrit gescheider sey, als alle Abderiten. Dem Columb, der eine neue Welt

witterte, gieng es nicht besser. Man hielt ihn für einen Träumer, dessen Einbildungskraft scheu geworden und mit ihm durchgegangen sey. Da er aber das neue Land wirklich entdeckte, that ihm jedermann wieder die Ehre an, und hielt ihn für einen sehr vernünftigen Mann. Ehemals war die Narrethey ein wichtiges Amt bei fürstlichen Höfen. Die Stadt Troyes in Champagne hatte sogar das Recht, diese Stelle am königlichen Hof zu Paris zu besetzen, wie aus einem Brief des König Karls V. an diese Stadt erhellet, womit er ihr den Tod seines Hofnarrn berichtet, und nach Gewohnheit einen andern zu senden begehrt. Man versichert vielfältig, diese Hofnarren wären gewöhnlich die gescheidesten Leute an den Höfen gewesen, und hätten oft viel genützt, indem nur ihnen erlaubt war, unter scherzhaften Formen den Fürsten derbe Wahrheiten zu sagen. Aus diesen wenigen Bemerkungen ist es ersichtlich, daß man bisher noch nicht eins geworden ist, wer den Titul Narr eigentlich führen darf. Bis es entschieden ist, mag jeder auf seinem Steckenpferd einherreiten und auch andere neben sich ruhig reiten lassen: es ist ja für alle Plaz genug.

Neid.

Neider sind besser als Mitleider. Der Neid guckt nicht in leere Scheuern. Fremdes Glück beneiden, heißt sein eignes sich verleiden. Es schaut ihm der Neid zu den Augen heraus. Er schaut mit scheelen Augen. Er ist ein Neidkragen.

Sokrates nennt den Neid ein Geschwür der Seele. Denn er ist ein Mißvergnügen über das Glück anderer, das sich nicht äußerlich zeigt, weil sich der Mensch dessen schämt. Der Neid zehret von den Kräften des Lebens, indem er sich sein eignes Glück vergällt, und ungenüßbar macht. Die giftige Wurzel, aus der er sprosset, ist der Stolz, der sich immer jedes Glückes würdiger hält, als jeden andern. Der Neid nagt an den Zäunen und Marksteinen, es soll wenigstens keiner mehr besitzen, und keiner höher geachtet werden, als er. Nur um diese so gerechte Gleichheit herzustellen, erlaubt sich der Neidige Beschädigung und Verleumdung des Beneideten. Cajus Furius besaß nur einen Morgen Acker; aber er bezog mehr Früchte von diesem einen Acker, als seine Nachbarn von ihren vielen Aeckern.

Das zog ihm den Neid der Nachbarn zu, der so hoch stieg, daß sie sich nicht schämten, ihn der Zauberey anzuklagen. Furius erschien vor den Richtern mit seiner starken Tochter, mit seinen paar Ochsen und seinem Ackergeräthe. Hier, meine Herren, sagte er, sehet ihr einige Stücke von meiner Zauberey. Mein frühes Aufstehen, und mein spätes Niederlegen kann ich nicht vorzeigen, sonst hättet ihr alle meine Zauberkünste vor euch. Die neidischen Kläger wurden mit Schimpf und Schande abgewiesen. Der Neid um Ehre und Vorzüge des Geistes ist noch giftiger als der um Glücksgüter, weil er mehr als diese die Persönlichkeit selbst in Anspruch nimmt. Xantippus kannte diese Viper und entfloh' heimlich aus Carthago, nachdem er diese Stadt von den Römern befreyt hatte, weil er befürchtete ein Opfer des Neides seiner Mitbürger zu werden. Die Ephesier verbannten den Hermodor aus ihrem Staate, weil bei uns, sagten sie, niemand seine Mitbürger an Verdiensten übertreffen dürfe. Wer sich mit besondern Vorzügen begabt fühlt, der gehe zu einem andern Volke. Diese Leute gaben den Grund aufrichtig an, warum kein Prophet in seinem Vaterlande was gilt. Die Tugend allein, obwohl sie die höchste Vollkommenheit des Menschen ist, er-

regt keinen Neid. Soll sie die Hochachtung, die sie für sich einflößt, vor ihrem Geifer sichern? oder vielmehr, weil sie ein allgemeines Gut, wie die Luft ist, welches sich jeder zueignen kann, wenn er nur will? Es bath zwar ein Bauer den Aristides, den er nicht kannte, daß er ihm den Namen Aristides auf die Scherbe schreiben möchte, womit er seine Stimme zur Verbannung eben desselben Aristides aus Athen geben wollte. Aristides fragte den Bauer, ob ihm der Mann, dessen Namen er schreiben soll, etwas zu Leid gethan hätte. Nichts von der Welt, sagte der Bauer, ich kenne ihn nicht einmal; aber ich kann es nicht leiden, daß ihn jedermann den Gerechten nennt. Aristides entsprach dem Verlangen des Bauern. Doch diese Bauernseele war dem Aristides gewiß um seine Tugend nicht neidig, sondern nur um den Ruhm, daß ihn jedermann den Gerechten nenne. Wäre Neid um Tugend möglich, so würde er sich in demselben Augenblick selbst zur Tugend erheben; denn nur in einer edlen Seele kann ein Mißvergnügen entstehen, daß andere noch edler gesinnt sind als sie. Nur wer die Tugend für ein lauteres Geschenk Gottes ausgiebt, welches er nach Willkühr dem einen giebt, und

dem andern versagt, der mag von einem solchen Neide faseln.

Neues und Altes.

Das Neue klingt, das Alte klappert. Unsre Vorfahren waren auch keine Narren. Man laß' es doch beym Alten. Es ist immer so gewesen. Will das Ey immer gescheider seyn, als die Henne. Es kommt nichts Bessers nach. Zu meiner Zeit war's anders. Man erkennt sich nimmer in dieser Welt. Das ist eine verkehrte Welt. Immer was neu's, und nie was gscheid's. Die gute Zeit haben wir schon verlebt.

Die jungen Menschen sind dem Neuen, die Alten dem Alten gewogen. Denn die Jungen lieben Thätigkeit, die ihnen das Gewöhnte nicht gewährt; die Alten aber lieben Ruhe, worin sie von den Neuerungen gestört würden. Doch weder die Neuheit, noch das Alterthum sind Kennzeichen der Wahrheit oder Güte an einer Sache. Was jetzt alt ist, war ehemals neu; was jetzt neu ist, wird bald

alt. Der Irrthum kann nie ein Besitzrecht erlangen, er mag in einer Zopfperüke oder mit einem Tituskopf einhertreten.

Es ist nicht zu erwarten, daß Alte ihre alten Meinungen ändern, denn sie sind in ihnen eingerostet; wollten sie selbe herausreissen, so würden sie ihr ganzes geistiges Hauswesen mit zerstören, indem ihre Vorstellungen wie die Wurzeln eines alten Baumes ineinander verwachsen sind. Wer kann eine solche halsbrechende Arbeit von einem Alten fodern. Mit seinen grauen Gewohnheiten und Meinungen ist er vertraut, sie sind seine alten Hausfreunde, mit denen er so lange gelebt hat, sollte er sie aus dem Haus hinauswerfen, und Neulinge dafür aufnehmen, die er nicht kennt? die ihm schon wegen ihres seltsamen Anzuges und wegen ihrer stolzen Mine von weitem verdächtig und oftmals wegen ihrer Brutalität, mit der sie sich aufdringen wollen, verhaßt werden. Sein eigner Stolz erwacht, macht die Behauptung der streitigen Meynung zur Ehrensache, verfolgt den Neuling, wenn er kann, oder schimpfet wenigstens darüber bis an sein seliges End. Um nichts besser ist das Vorurtheil des Neuen. Alles alte klappert den Neulingen. Sie wollen auf der gemeinen

Heerstraße nicht wandeln, weil auch das Rindvieh auf selber einhertritt. Man wird unter der Menge nicht bemerkt; man muß eine neue Bahn öffnen; man muß sich unterscheiden, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Alles läßt sich verbessern, wo nicht in der Wesenheit, doch in der Form. Was bisher auf den Füßen stand, soll endlich einmal auf dem Kopf stehen.

Was wahr und gut ist, es mag alt oder neu seyn, verdient allein unsre Achtung. Der Weise prüfet alles und behält das Gute. Es ist zu keiner Zeit der menschliche Geist stille gestanden; jedes Zeitalter hat seine Verdienste. Wir stehen den Alten auf den Schultern und scheinen nun größer zu seyn als sie. Wenn wir aber alle unsre nützlichen Kenntnisse und Einrichtungen aufrichtig bis zu ihrem Ursprung untersuchen wollten, so würde uns wenig Ruhm davon übrig bleiben. Die Ströme sind wasserreicher als die Quellen, aber sie würden vertrocknen, wenn diese ihre Beyträge zurückfoderten. Unterdessen hat auch unser Zeitalter eigene Verdienste. Unsere Erkenntnisse sind gewachsen — weiters! — ja, wenn mir gleich jetzt alle die herrlichen Vorzüge und Großthaten unsers Zeitalters einfie-

len! Die Humanität hat sich außerordentlich ausgebildet (wenn's wahr ist), die Regierungskunst hat den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht; die Politik ist fast schon ganz mit der Sittenlehre zusammen gewachsen; die Finanzwissenschaft hat eine bewunderungswürdige Feinheit erreicht; die Kriege sind fast zu menschlich geworden; alles bezweckt die Beglückung der Menschheit, die bereits einen hohen Grad der sittlichen Kultur erreicht hat, denn die schönen Tugenden des geselligen Lebens, die eheliche Treue, die Redlichkeit in allen Geschäften des Lebens, die Dienst- und Amtstreue, die Menschenliebe blühen überall!! Die Nachwelt wird uns nicht genug loben können.

N o t h.

Die Noth bricht Eisen. Die Noth hat kein Geboth. Die Noth lehrt bethen. Die Noth lehrt den Bären tanzen. Die Noth sucht Brod. Die Noth ist erfinderisch. Die Noth hat keinen Feyertag. Wenn einem das Wasser in 's Maul geht, lernt man Schwimmen. Wenn die Katzen Junge haben, mausen sie fleißig. Man muß

aus der Noth eine Tugend machen. Ist die Noth am höchsten; so ist die Hülf am nächsten. Kommt man aus der Noth; so kommt der Tod. Da gehts klein runter, hat der Fuchs gesagt. Er ist ein Nothnagel. Da schaut die Noth überall heraus.

Durch Noth wird unsre Wohlfahrt gefährdet. Manche Gefahren bedrohen unsre Wohlfahrt und unser Leben, da giebt es oft Hungersnoth, Wassernoth, schwere Noth, Staatsnöthen, Kriegsnöthen, Kindsnöthen, Todesnöthen u. dgl. Die Römer pflegten in großen Nöthen im Tempel des Jupiters einen Nagel einzuschlagen, den man den Nothnagel hieß. Im Jahr 390 nach Erbauung der Stadt Rom wurde bei einer verheerenden Pest der erste Nothnagel vom Diktator Manlius Imperiosus unter großer Feyerlichkeit eingeschlagen, von welchem wohl alle Nothnägel in der Welt herstammen werden. Man nimmt zwar heut zu Tag in großen Staatsnöthen auch noch zu den Tempeln seine Zuflucht, aber anstatt einen Nagel einzuschlagen, zieht der Staat alle Nothnägel heraus, welche dort von den Privaten eingehämmert wurden. Manchen will diese neue Methode nicht gefallen, sie fürch-

ten, es werde das Einhämmern ein Ende nehmen. Allein die Noth hat kein Geboth. Wenn die Staatsmaschine aus dem Leim gehen will, so muß man sie zusammen nageln; man nimmt dann die Nägel, wo man sie findet. Uebrigens haben wir der Noth unsre ganze Ausbildung zu verdanken. Sie hat uns die Sprache gelehrt; welch' ein Mittel zum Denken und zur Mittheilung unsrer Gedanken! Sie hat uns in den nöthigsten Handwerken und Künsten unterrichtet, die Werkzeuge dazu erfunden, und zu dem vortheilhaftesten Gebrauch derselben angewiesen. Sie hat uns in große Gesellschaften zusammengebracht, worin sich erst alle unsre Anlagen entwickeln und ausbilden konnten. Noch immer ist sie es allein, welche die Menschen in nützlicher Thätigkeit erhält und mit neuen Kenntnissen und Vortheilen beschenkt. Nur hie und da muthet sie ihren Lehrlingen zu viel zu, z. B., wenn sie einem das Essen abgewöhnen, oder einem andern das Schwimmen lehren will, der gar keine Geschicklichkeit dazu besitzt. Solche gefährliche Versuche soll sie unterlassen.

Nützlich; Unnütz.

Es ist kein Ding so schlecht, daß es gar nichts nützen sollte. Nullen haben einen großen Werth, wenn sie am rechten Ort stehen. Hülft's nicht, so schadt's nicht. Nicht alles, was nützt, ist gut. Was nichts nützet, ist geschenkt zu theuer. Darauf leihet kein Jud einen Heller. Es ist keinen Pfifferling werth. Da ist Hopfen und Malz verlohren. An ihm ist Chrisam und Tauf verlohren. Das nützt so viel, als leeres Stroh dreschen. Er hat den Hingang für den Hergang. Da verklagt man den Teufel bei seiner Mutter. Er hülft, daß kein Brod schimmlich wird. Wenn man dich und den Löffel nicht hätte, müßte man die Suppe trinken. Wenn du und das liebe Brod nicht wären, müßten viele verhungern. Er hat immer Luftschlösser in der Arbeit. Bei ihm geht es zu einem Ohr hinein, und zum andern heraus. Die gezählten Schaafe frißt der Wolf auch. Es hülft kein Wasser wider die Wassersucht. Es ist als wenn man einen Bettelbuben in die Hölle würfe. Das heißt mit der Stange im Nebel herumstechen.

Was einen Zweck fordert, ist nützlich; was ihn hindert oder störet, ist schädlich; was keines von Beyden thut, ist unnütz. Es haben wohl alle Dinge Kräfte, womit sie einem bestimmten Zweck entsprechen können. Allein, wir kennen nicht immer diese Kräfte und Zwecke. Wir nennen eine Pflanze Unkraut, wenn sie am unrechten Ort steht. Der Mensch selbst weis oft seine eignen Kräfte nicht wohl zu gebrauchen, bleibt unthätig, oder verwendet sie auf Gegenstände, die einen solchen Aufwand nicht werth sind. Die Geschicklichkeit eines Erbsenspielers, der vor Alexander dem Großen in einer beträchtlichen Entfernung Erbsen durch eine kleine runde Oeffnung warf, war an sich bewunderungswerth; aber die Anwendung derselben auf einen so ganz unnützen Zweck verdiente keinen andern als den über alle Erwartung des Künstlers geringen Lohn von einem Metzen Erbsen, welchen Alexander demselben übergeben ließ. Da alle Dinge an sich unzerstörbar sind, und nur ihre Zusammsetzung auflösbar ist; so sind noch immer Zwecke möglich, die durch ihre Kräfte können befördert werden. Man kann daher nichts für ganz unnütz erklären, und es ist nur der Fehler der Unverständigen, wenn sie einen abgebrochenen Nagel wegwerfen, da er

wenigstens noch als altes Eisen einen Nutzen leisten kann. Doch darf auch die Liebe für das Nutzbare nicht zu weit getrieben werden, sonst hält der Mensch das Nützliche für das höchste Gut, welches der allergefährlichste Irrthum wäre, der alle Rechtschaffenheit zerstören würde. Es wurde dem Kaiser Tiber aus Germanien geschrieben, daß man ihm den Armin oder Heermann der Deutschen, welcher der mächtigste Feind der Römer war, wie es Varus erfahren hatte, durch Gift vom Hals schaffen könne. Tiber verabscheute diesen feigen Antrag, wie der Feldherr Fabrizius einen ähnlichen, den ihm der treulose Arzt des Königs Pyrrhus machte. Sie verachteten den Nutzen, der nicht ohne Verletzung der Tugend erhalten werden kann.

Partheylichkeit.

Ein Rab hackt dem andern die Augen nicht aus. Wer den Pabst zum Vetter hat, kann leicht Cardinal werden. Ungleiche Schüsseln machen schielende Brüder. Da geht's nach Gunst, und nicht nach Kunst. Einem die Stange halten.

Partheylich ist derjenige, der nicht nach Gründen der Wahrheit, sondern nach sinnlichen Neigungen etwas entscheidet. Wenn man bedenkt, wie viel Vorurtheile unsre Vernunft, und wie viel unlautere Neigungen unsern Willen umwickeln; so wird man den Mann sehr achtungswürdig finden, der seinen Blick durch kein gefärbtes Glas blenden, noch sein Herz durch Furcht oder Hofnung; durch Ab- oder Zuneigung fesseln läßt; sondern jede Sache nach ihren eigenen Gründen allein beurtheilt. Wenn man in einer Gesellschaft auf die Urtheile merkt, welche jeder über verschiedne Gegenstände äußert, und zugleich die Verhältnisse und Interessen der Mitglieder kennt; so wird man bekennen müssen, daß die Vernunft größten Theils im Dienst der Neigungen steht. Nur wenn der Gegenstand kein persönliches Interesse in Anspruch nimmt, mag sie ihren Gang gehen. Der Richter in Seeland, dem ein Bauer sagte: Mein Ochs hat eure Kuh tod gestoßen, was ist in diesem Fall Rechtens? urtheilte ganz unpartheiisch: du mußt mir meine Kuh bezahlen. Doch der Bauer erwiederte: Herr, ich habe mich versprochen: euer Ochs hat meine Kuh getödtet. Ha, sprach der Richter, da ist der Fall ganz

umgekehrt, folglich wird da nichts bezahlt. Der Ochs des Schultheiß hat die Vernunft, wie die Kuh sogleich niedergestoßen. Im Gegentheil war bei dem Consul Manlius Torquatus nicht einmal das väterliche Gefühl und das Bitten einer ganzen Armee im Stand, ihn vom strengsten Rechtsweg abzuleiten. Er gab im Krieg wider die Lateiner den Befehl, daß sich kein Soldat mit dem Feinde außer seiner Reihe in Kampf einlassen soll. Sein Sohn ritt mit einer Schwadrone an das Lager der Feinde, um dessen Bewegungen zu beobachten. Ein Lateiner foderte ihn höhnend zum Zweykampf auf. Der feurige Jüngling konnte sich nicht mehr halten. Er tödtete seinen Feind, plünderte ihn und kehrte im Triumpf zurück. Allein, der strenge Vater ließ ihn als einen Uebertreter seines Befehls im Angesicht der ganzen Armee enthaupten. Eben so handelte Brutus. Das waren strenge Herren, die mit den menschlichen Schwachheiten gar keine Nachsicht hatten, und nur auf den Buchstab des Gesetzes sahen, der für den Geist desselben immer zu eng ist. Daher ist es nicht Schade, daß das Geschlecht der strengen Herren ausgestorben ist; ihre Nachfolger sind von dem Geist der Gesetze beseelt und deßwegen gnädige Herren.

P r o z e ß.

Wer zu viel Korn hat, stelle sich Mäuse ein, und wer zu viel Geld hat, fange Prozesse an. Der beste Proceß ist nichts nütz. Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Proceß. Er ist ein Proceßkrämer, er kann ohne Proceß nicht leben, sein Leben ist ein lauterer Proceß. Er hat sich zum Ziel gelegt.

Wenn zweifelhafte Rechte, über welche die Partheyen selbst nicht einig werden können, mit Angabe ihrer beyderseitigen Gründe durch die Obrigkeit nach den Gesetzen untersucht und entschieden werden; so heißt diese Verhandlung ein Proceß. Würden beyde Partheyen nichts anders wünschen, als über ihre zweifelhafte Rechte aufgeklärt zu werden, wie es seyn soll; so würden die Processe bald geendiget seyn. Allein der Stolz und die Habsucht wollen gewinnen, sie mögen Recht oder Unrecht haben. Bei allen Völkern wurden anfänglich die Processe auf der Stelle entschieden. Bei den alten Römern mußte jeder Proceß in einem Tage geendigt seyn. Man

mußte jedoch die Frist bald verlängern, weil man bald bemerkte, daß oft genauere Untersuchungen nöthig sind, um der Verschlagenheit auf die Spur zu kommen. Doch von jahrlangen Processen und Kostenaufwand wußte man damals noch nichts. Denn man war der Meinung, der Staat müsse von Amts wegen jedem Recht verschaffen, und zögerte daher nicht, solche Geschäfte zu enden. Nachdem aber die Rechtsanwälte zum Vorschein kamen, verlohr die Gerechtigkeitspflege ihre erste Einfalt, die sie nie wieder erhalten wird, so lange diese Rechtskünstler von der Proceßsucht der Menschen leben müssen. Schon Plato hat sie deßwegen aus seiner Republik entfernt. Und der spanische König Ferdinand hat solchen Rechtsgelehrten den Eintritt in seine amerikanischen Staaten ausdrücklich verbothen, weil er befürchtete, sie würden die neue Welt eben so, wie die alte in Processe verwickeln. Jetzt gehen die Processe auf langen Terminen einher, jeder Schritt muß theuer bezahlt werden; wenn man glaubt das Ende erlebt zu haben, so steigt der Proceß um eine Stufe höher, und macht den gewohnten langsamen Gang von neuem. Hat er endlich auch diese Periode vollendet, so kann er einem noch bis in das dritte Stockwerk der Gerechtigkeit

schleppen, dann haben aber sicher die Anwälte und Richter bereits die Auster verzehrt, und die Partheyen können die leeren Schalen theilen. Doch, Recht muß ich haben, sagt der Proceßsüchtige, und soll auch mein ganzes Vermögen darüber verlohren gehen. Das ist ein hoher Preis! allein es geht nicht nur Hab und Gut verlohren, sondern noch viel andere Dinge, die den Menschen werth seyn sollen. Zeit, Friede, Seelenruhe sind zugleich dahin: dafür nimmt Kummer und Haß mit seinem bösen Gefolge im Herzen Platz. Denn gewöhnliche Menschen können nicht processiren, ohne sich gegenseitig von Herzen zu hassen. Es giebt wenige Partheyen, welche wie Demosthenes und Aeschines zu Athen nur in Rücksicht ihres Rechtsstreites Gegner, übrigens aber gute Freunde blieben. Da Aeschines zu Folge des richterlichen Ausspruches aus Athen verbannt wurde, machte ihm Demosthenes ein großes Geschenk an Geld. Anderswo werde ich kaum einen Freund antreffen, rief der Verbannte, der hier meinem Feind ähnlich ist.

———

Rath.

Vier Augen sehen mehr, als zwey. Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen. In seinen eigenen Sachen ist niemand gescheid genug. Andern kann er rathen, sich selber nicht. Die besten Gedanken kommen hinten nach. Nach dem Rath greif zur That. Der gähe Rath kommt zu früh. Rath nach der That kommt zu spat. Kommt That, kommt Rath. Da ist guter Rath theuer. Wir wollen darüber schlafen. Der da gebe einen guten Rathsherrn ab, er sagt zu allem ja. Er ist ein Jaherr.

Wer in Verlegenheit ist, die seinen Verstand verwirret oder doch zweifelhaft macht, ist eines Raths bedürftig. Wer ein wichtiges Geschäft unternehmen will, handelt sehr klug, wenn er vorher den Rath anderer darüber einholt. Wer jedoch zu viele um Rath fragt, wird selten zu einem Entschluß kommen; was der eine für gut findet, wird der andere tadeln. Die scharfsinnigen Bemerkungen von Möglichkeiten machen nur den Geist schüchtern. Der vernünftig und zugleich

in der befraglichen Sache erfahren ist, kann den besten Rath geben. Wer seine ganze Weisheit nur aus seinen Fingern gesogen hat, ist kein Rathgeber, der viel Zutrauen verdient, denn er glaubt alle Landstrassen seyen gepflastert, wie etwa sein Geburtsnest, und wenn man dann auf sein Wort schnell zufährt, so bleibt man stecken. Unterdessen schlägt oft auch der beste Rath fehl. Aus dem Erfolg kann die Güte des Rathes nicht beurtheilt werden, denn auf Zufälligkeiten, die oft der Sache eine ganz andere Wendung geben, kann kein Weiser seinen Rath gründen. Die Athener spotteten des weisen Phocion, der den Krieg wider Macedonien misrieth, weil das Glück ihnen anfänglich günstig war. Mein Rath, sprach er, ist demohngeachtet noch der beste, denn ihr habt die Gründe, auf denen er beruht, noch nicht widerlegt. Niemand hat mehr Rathgeber, als die Fürsten, denn sie halten sich dem Dutzend nach Räthe oder eigentliche Rathgeber. Demohngeachtet geschieht es, daß die vielen Köche hie und da ein Süpplein versalzen. In solchen Fällen wird von der Menge auf die Ungeschicklichkeit der Köche geschimpft und jeder glaubt, eine bessere Suppe kochen zu können. Doch das mag wohl nur von der Erbsünde der Menschen her-

kommen, die jedem glauben macht, an ihm sey ein trefflicher König verlohren gegangen, der gar keinen Rathgeber nöthig hätte, sondern selbst in höchst eigner Person — die Suppe ganz ungenüßbar machen würde.

Schamhaftigkeit.

Schämen ist für viel gut. Er steht da, wie der Butter in der Sonne. Er traut sich die Augen nicht aufzuschlagen. Er wird roth, als hätte man ihm Blut in's Gesicht gegossen. Wer sich nicht schämt, wird nicht zu Schanden. Er hat sich schon ausgeschämt, er kann nicht mehr roth werden.

Scham ist eine Angst, die entsteht, wenn wir fürchten, wegen unsern Gebrechen oder Fehlern verachtet zu werden. Wenn uns die Scham in Gegenwart anderer überfällt, derer Verachtung wir fürchten, so treibt die Angst wegen ihrer Heftigkeit das Blut bis auf die äußern Theile des Gesichtes, welches man das Erröthen nennt. So lange der Mensch eine Achtung für sich selbst hat, wird sich dieses

Erröthen unwillkührlich einstellen. Hat die Scham Beziehung auf den Geschlechtstrieb, so wird sie insbesondere Schamhaftigkeit genennt. Vor der Erkenntniß des Guten und Bösen giebt es keine Scham. Das Kind braucht noch kein Feigenblatt. Auch der Erwachsene würde keines nöthig haben, wenn er nur allein für's Gute gestimmt wäre. Allein, er muß immer wider das Böse kämpfen, und das will er niemand wissen lassen, weil er Verachtung fürchtet, wenn man ihn im Zweykampf mit einem so niedrigen, seiner ganz unwürdigen Feinde fände. Die Schamhaftigkeit ist deßwegen die stärkste Stütze der öffentlichen Ehrbarkeit, und für jeden ein wohlthätiger Schutzgeist, der ihn von vielen Vergehungen zurückhält. Die Römer erbauten der Schamhaftigkeit einen eigenen Tempel, und straften die Frevler dieser holden Göttinn äußerst strenge. Romulus verboth unter Todesstrafe in Gegenwart des Frauenzimmers sich zu entblößen, oder auch nur unsittliche Worte zu sprechen. Auch bei den Lydiern war es Schande, sich nackend sehen zu lassen, wie Herodot versichert. In Deutschland war gleichfalls die Schamhaftigkeit ehehin im höchsten Werth. Der Sekretär des Erzbischofs Dietrich von Magdeburg wurde

im Jahr 1364. am Leben bestraft, weil er eine Bürgersfrau zu Berlin einlud, ihm im Bade Gesellschaft zu leisten. Die Frau stellte darüber beym Stadtrath Klage, und der Sekretär wurde von der Tafel des Herzogs von Sachsen weggeholt und enthauptet. Die Frauenzimmer haben aber auch Ursache, auf die Schamhaftigkeit alles zu halten, denn ohne selbe sind sie, wie König Almansor von Spanien mit Wahrheit sagte, eine ungesalzene, eckelhafte Speise, die kaum in der größten Hungersnoth genießbar wäre. Unterdessen kann auch die Schamhaftigkeit zu weit getrieben werden, wie es jene alterlebte Jungfrau sicher zu weit trieb, die kein Klystier, außer durch eine Vorrichtung von einer spanischen Wand, nehmen wollte. Auch Kaiser Maximilian war gar zu züchtiglich, wenn er in seinem Testament verordnete, daß man seinem Leichnam Unterhosen anlegen soll, und noch in einem Codicill beyfügte, daß demjenigen sollen die Augen verbunden werden, der seiner Leiche die Hosen anzöge.

Schaden.

Des einen Schaden ist des andern Nutzen. Wer den Schaden hat, muß auch noch das Gespött leiden. Aus dem Schadl wird ein Schaden, wenn man nicht bei Zeiten wehrt. Aus fremdem Schaden ist wohlfeil klug werden. Verlust ist gut wieder's Lachen. Das wird ihm keine Rosen tragen. Es ist verlohren, wie's Juden Seel. Man hat ihm das Gift schon genommen. Er hat die Haar lassen müssen. Er hat den Kürzern gezogen. Er ist gewitziget worden. Er hat die Nase verbrannt. Durch Schaden wird man klug, ist aber ein theures Lehrgeld. Der Schadenfroh löscht keinen Brand.

Die Unverständigen und Unachtsamen leiden oft Schaden, weil sie die Wirkungen der Dinge oder ihrer Handlungen nicht voraussehen. Sie müssen erst durch Erfahrung klüger werden. Der Leichtsinnige und Kurzsichtige sehen nur auf das Gegenwärtige; sie folgen den ersten Eindrücken, die ein Gegenstand auf sie macht; allein, der Nutzen verwandelt sich oft in den größten Schaden, und das Süße wird in der Folge oft sehr bitter.

Gar vielen gehen vor Lachen zuletzt die Augen über. Bedachtsamkeit ist ein gutes Hausmittel wider viele Schäden. Doch kann auch der Bedachtsamste zu Schaden kommen, wenn ihn eigentliche Unglücke, die man nicht vorsehen kann, oder abzuwenden außer Stand ist, treffen. In solchen Fällen hat man sich zwar keine Vorwürfe zu machen, noch nebst dem Schaden auch den Spott der Leute zu tragen: doch hat jeder Schaden seine Schadenfrohe. Wenn ein Haus brennt, so sagen die Bauleute: dort blüht unser Waizen. Wenn die Herren Gassenbuben den Leuten die Fenster einwerfen, so klingt das dem Glaser sehr harmonisch. Wenn Krankheiten unter den Menschen herrschen, befinden sich die Aerzte sehr wohl. Wenn Seuchen unter dem Vieh grassiren, singt der Meister auf seinem Wasen. So lebt einer vom Schaden des Andern, und kann oft kaum seine Freude darüber verbergen. Eine sonderbare Einrichtung, wo der eine Theil weinen muß, wenn der andere lachen soll.

Schein.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Es sind nicht alle Heilige, die zur Kirche gehen. Es sind nicht alle Köche, die lange Messer tragen. Der Schein trügt, der Spiegel lügt. Manche hält man für fett, und sind doch nur geschwollen. Das Gesicht ist ein falscher Wicht. Er schlägt es aus, wie der Hund die Bratwürste.

Es giebt viel Scheinglück, und Scheintugenden und scheinbare Weisheit in der Welt. Wer durch den Schein durchsieht, entdeckt da viel Elend, wo er Glückseligkeit; viel Laster, wo er Rechtschaffenheit, und viel Thorheit, wo er Weisheit zu sehen glaubte. Der große Schimmer ist kein Zeichen von der Aechtheit des Goldes. Die wahre Glückseligkeit ist im Innern verborgen; die wahre Tugend macht kein Geräusch; die wahre Weisheit ist am wenigsten laut. Aber die meisten Menschen haben blöde Augen, sie sehen nur, was ihnen in die Augen fällt. Der Schimmer, der die Großen und Reichen umgiebt, und ihr Ueberfluß, in dem sie leben, wird für Glückseligkeit gehalten, weil derjenige, dem diese Dinge mangeln, alle seine Wünsche mit denselben

befriedigen zu können glaubt. Doch er bedenkt nicht, daß jedes ersehnte Ding, so bald wir es sicher besitzen, und recht beym Licht besehen können, fast allen Reiz verliehrt, und das unersättliche Menschenherz sogleich neue Ideale zu bilden anfängt, nach denen es mit der vorigen Begierlichkeit strebet, und nie zur Ruhe gelangt. Der Mensch lernt den Werth der Dinge, und die rechte Lebensweise erst kennen, wenn er stirbt. Dem Engländer Johann Mason, der bei den Königen von England Heinrich, Eduard, Maria und Elisabeth im größten Ansehen stand, und für den glücklichsten Menschen gehalten wurde, fiel es erst auf seinen Todbette ein, welchen Weg durchs Leben er hätte wählen sollen. Ich habe durch eine Erfahrung von 70 Jahren gelernt, sprach er zu seinen Kindern, daß nur allein in der Bescheidenheit die wahre Weisheit, und in der Mäßigkeit und einem guten Gewissen das wahre Glück des Menschen gefunden werde. Gefiele es Gott, mein Leben zu erneuern, so würde ich die glänzendsten Bedienungen des Hofes mit Freuden gegen den einfachen Stand des Privatmannes vertauschen. Nur Schade, daß uns so gute Gedanken erst hinten nach kommen! Doch wie wäre es auch möglich, daß sie uns früher kommen? wird nicht unsre

Vernunft schon von der Wiege an durch thörichte Gebräuche, läppische Gewohnheiten und Vorurtheile aller Art so sehr verschoben, daß wir die Dinge nicht nach ihrer wahren Beschaffenheit, sondern nur durch diese gefärbten Gläser betrachten. Könnten wir diese betrüglichen Gläser von der Nase wegbringen, ohne daß die Nase selbst mit abgerissen würde, möchten uns wohl viele Dinge ganz anders erscheinen. Den Brasiliern, welche nach Frankreich gebracht wurden, zeigte man alle Herrlichkeiten von Paris, und war nun begierig, was sie als Naturmenschen am wunderbarsten finden würden. Sie erklärten, daß ihnen besonders zwey Dinge seltsam vorkommen: einmal, daß sich so viele alte und ansehnliche Leute von einem Knaben (Karl IX.) beherrschen lassen; und dann, daß eine Menge armer Leute neben wenigen Reichen wohnen, ohne sich des Ueberflusses derselben zu bemächtigen. Diese Leute hatten andere Brillen auf der Nase. Sie wurden wieder nach Brasilien eingeschift. Es mag aber seyn, daß eine ihrer Brillen zurückgeblieben ist, die erst in den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts wieder vorgefunden wurde. Doch Gott bewahre uns vor solchen Brillen, man sieht durch sie alles im Blute schwimmen.

Schmeicheley.

Schmeichler sind Heuchler. Die Schmeichler sind wie die Katzen, die vorn lecken und hinten kratzen. Wessen Brod man ißt, dessen Liedl muß man singen. Er segelt mit allen Winden. Er richtet sich in alle Sättel. Er weis den Mantel nach den Wind zu drehen. Er weis unter jedem Ellbogen ein Küssen zu legen. Er versteht auf beyden Achseln zu tragen. Er streicht jedem ein Hälmlein durchs Maul. Er kratzet jedem das Koderl. Er ist ein Wohldiener, Fuchsschwänzer, Heulschleicher, Speichellecker. Er riecht jeden Braten über drey Gassen. Er ist ein Tellerlecker.

Schmeicheln (vom Schmiegen) ist eine Aeußerung von viel größerer Hochachtung gegen andere, als diese werth sind, aus unedeln Absichten. Vor Schmeichlern muß sich jedermann wohl in Acht nehmen. Denn das menschliche Herz ist ein eitles Ding, welches sein Lob gar zu gern für lauter Wahrheit hält, die es selbst schon lange eingesehen hat, und des Schmeichlers Aussage nur für eine Bestättigung nimmt. Derjenige, bei dem

diese schwache Seite hervorsticht, hört von allen, die von ihm abhangen, oder etwas von ihm erwarten, keine Wahrheit mehr, und wird von sich so eingenommen, daß er auch keine Wahrheit mehr ertragen kann. Der ältere Dionys von Syracus machte schlechte Verse; aber seine Hofschranzen konnten ihn nicht genug bewundern. Der einzige Philoxemus sagte ihm offen: die Verse heißen nichts. Der Tyrann ließ ihn für seine Freymüthigkeit in die Steinbrüche führen. Auf Bitte der Freunde wurde er am folgenden Tage wieder losgelassen und zur Tafel gezogen. Dionys las wieder Eines seiner besten Gedichte vor, und Philoxem mußte sein Urtheil darüber sagen. Er rief aber der Wache: führt mich nur wieder in die Steinbrüche. Dionys lachte dießmal. Die Athenienser, welche diesen Tyrannen nicht zum Feind haben wollten, sprachen einem Trauerspiel, welches er verfertiget hatte, den Preis zu. Das brachte den eitlen Thoren um sein Leben. Er stellte deßwegen Feste und Gastmahle an, und überfraß sich dabey so sehr, daß er an der Unverdaulichkeit und ärztlichen Hülfe durch einen Schlaftrunk starb. Die Fürsten sind den Schmeicheleyen am meisten ausgesetzt. Alles,

was sie reden oder thun, wenn es auch noch so unbedeutend ist, wird bewundert. Selbst ihre Laster finden Lobredner, indem man selben Namen der Tugenden beylegt. Rühmten doch selbst die Athener an Philipp von Macedonien nebst dem, daß sie ihn einen schönen und beredten Mann nannten, seine Stärke im Trinken. Livia brachte nach drey Wochen ihrer Vermählung mit August den Claudius Tiber zur Welt. Man sagte nur in Rom: das gieng etwas schnell. Die Grausamkeiten des Phalaris auf Sicilien wurden Gerechtigkeit; die Weichlichkeit des Ptolemäus in Aegypten nöthige Erholung; die Ueppigkeit des Antonius in Rom anständige Fröhlichkeit genennt; sogar dem Ungeheuer Nero mangelten die Lobredner nicht. Um ihren Schmeicheleyen mehr Nachdruck zu geben, ahmen sie die Mängel und Laster ihrer Patronen selbst nach. Weil der Herr seine Gemahlinn haßte, sagt Plutarch, so gaben die Schmeichler ihren Frauen, die sie doch liebten, Scheidebriefe. Weil Alexander den Hals schief trug, trugen alle seine Hofleute ihre Hälse auch schief. Dyonis war sehr kurzsichtig; seine Schmeichler traten sich in seiner Gegenwart auf die Füße, und rannten an alles an, was ihnen im Wege stund. Mithridates affektirte, ein

guter Wundarzt zu seyn; seine Schmeichler ließen sich von ihm schneiden und brennen. So ahmten auch einige Schwächlinge den Höcker des Plato und das Lispeln des Aristoteles nach. Wenn der Schach von Monomotapa nieset, so niesen seine Bedienten im ganzen Pallast, und wer diese hört, nieset nach bis an die Gränzen des Reiches. Die Schmeichler geben sich manchmal die Mine der Freymüthigkeit, dann wird aber ihre Schmeicheley ganz eckelhaft. So machte ein Senator viele Worte vor dem Kaiser Tiberius, daß er seiner Majestät sagen und verweisen müsse, was sich keiner frey heraus zu sagen getraut. Doch er wage es, denn das Wohl des Vaterlandes liege ihm näher an dem Herz, als das Wohl des Kaisers. Endlich kam der Verweis: der Kaiser bringe durch ununterbrochene Arbeiten und Sorgen für den Staat sein theures Leben in Gefahr, das könne man unmöglich länger so ansehen. Cassius Severus konnte nicht umhin, laut zu sagen: diese Freymüthigkeit wird dem Manne den Kopf kosten. So werden die Vornehmen durch die Schmeichler abgehalten, sich in ernsthaften Geschäften eine Vollkommenheit zu erwerben. Man läßt sie nichts thun, andere

denken, und andere handeln für sie. Die einzige Reitkunst lernen sie gut, weil die Pferde sich auf's Schmeicheln nicht verstehen, und jeden absetzen, der sie nicht geschickt zu regieren weis. Zuweilen geschieht es aber doch, daß die Schmeichler an den unrechten Mann kommen. Die Athener wollten dem Triumvir Antonius derb schmeicheln, indem sie ihm die Minerva, die Schutzgöttin von Athen, zur Gemahlinn antrugen. Antonius gieng den Handel ein, foderte aber von den Athenern 1000 Talente zum Brautschatz, das ihnen äußerst unerwartet kam. Antigonus wieß die Schmeichler, welche ihn als einen Gott begrüßten, an den Mann, der seinen Leibstuhl besorgte. Friedrich von Preußen, welchen der Prediger Dietrich mit den niederträchtigen Worten anredete: Großer König, kleiner Gott! erwiederte auf der Stelle: Kleiner Dietrich, großer Narr. So grobe Schlingen sind jedoch leicht zu erkennen, und müssen einen Mann von Ehre schon deßwegen beleidigen, weil man ihm so viel blinde Eigenliebe und Geistesarmuth zutraut, daß er sie nicht bemerken werde. Allein die feinern Arten von Schmeicheleyen berücken auch gute Köpfe, wenn sie nicht bei Zeiten gegen diesen Sirenengesang die Ohren verstopfen, und sich an

treue Freunde anschließen, die sie mehr auf ihre Fehler als auf ihre Vorzüge aufmerksam machen.

Schönheit.

Die Schönheit ist eine gute Empfehlung. Der Schönheit ist nicht zu trauen. Die Schönheit nähret nicht. Von der Schönheit kann man nicht leben. Sie ist so schön, wie aus dem Ey geschält, es soll sie kein böses Aug' ansehen. Er ist dem Teufel von der Bleiche entlaufen (ist schwarz). Es hat der Teufel auf seinem Gesicht Erbsen getroschen (ist pockennarbig).

Was in der Anschauung gefällt, ist schön. Der Grund dieses Gefallens oder der Lust mag die Einheit des Mannigfaltigen in der Erscheinung seyn, die leicht entdeckt wird und unsre Seelenkräfte doch in eine harmonische Thätigkeit setzt. Ein regelmäßiger Bau des Leibes. Das Ebenmaaß aller Glieder desselben, und insbesondere die sprechende Harmonie der Gesichtszüge machen die wesentliche Schönheit des Menschen aus. Die zufällige

Schönheit des menschlichen Leibes ist nach dem Geschmack der verschiedenen Völker sehr verschieden. Homer glaubte der Göttinn Juno zu schmeicheln, wenn er sie die ochsenaugige Juno nennt. Die großen Augen hielt die alte Welt für schön. Die Damen derselben Zeit bestrichen deßwegen ihre Augenlieder mit zusammenziehenden Salben, damit ihre Augen groß scheinen möchten. Die rothen Haare waren bei den Damen in Rom so beliebt, daß die alten Deutschen, bei denen sie einheimisch waren, einen Handelszweig daraus machten. Das chinesische Frauenzimmer zwängt in der Jugend ihre Füße so sehr zusammen, daß es kaum mit Mühe gehen kann, weil kleine Füße für einen Artikel der Schönheit gehalten werden. Unsre Mädchen halten es für schön, wenn sie wie die Wespen aus zwey Theilen zu bestehen scheinen, die nur durch einen kleinen Kanal in Verbindung leben. Aller dieser Sonderbarkeiten ohngeachtet macht die Schönheit auf jeden Menschen einen siegenden Eindruck. Sie ist eine sichere Empfehlung, um überall gut aufgenommen zu werden. Man glaubt, in einem schönen Körper werde auch eine schöne Seele wohnen. Ein schönes Menschengesicht ist auch das Meisterstück der Schöpfung, und kommt uns ganz

unwahrscheinlich vor, daß der Schöpfer einen bösen Geist in eine so edle Form verhüllt haben soll, da er ihm durch dieselbe eine so mächtige Empfehlung an alle Menschen mitgegeben hat. Das weibliche Geschlecht wird von den Schmeichlern das schöne Geschlecht genennt, weil die Mitglieder desselben sich ohne Ausnahme für schön halten, und jeden Zweifel darüber rächen würden. Doch schöne Larven giebt es wohl viele unter diesem Geschlechte, aber lebendige Schönheiten, aus denen ein Geist spricht, sind selten anzutreffen. Es wäre auch für die menschliche Gesellschaft nicht gut, wenn es dergleichen viele gäbe. Denn sie würden gar leicht die Herrschaft der Welt an sich bringen, da ihnen selbst der trockne Aristoteles das Recht zu befehlen einräumt, und Sokrates eingestehen mußte, daß die wahre Schönheit alle Gewalt an sich reisse. Uebrigens ist die Schönheit des Leibes ein gar hinfälliges Ding. Die Rosen blühen nur kurze Zeit, ein Sturmwind entblättert sie, oder sie verwelken von selbst. Daher hat die sittliche Schönheit schon ihrer Dauerhaftigkeit wegen einen viel höhern Werth, als die bloß körperliche. Güte des Herzens, ein sanftes Wesen und ein religiöser Sinn sind bessere Zierden des weiblichen Geschlechtes, als Wan-

genröthe, eine schlanke Taille, ein niedlicher Fuß und voller Busen. Doch welche Schöne könnte das glauben?

Schulden.

Borgen macht Sorgen. Borgen thut nur einmal wohl. Lang geborgt, ist nicht geschenkt. Für alte Schulden nimmt man Haberstroh. Richtige Rechnung macht gute Freunde. Er steckt über die Ohren in Schulden. Er verweis sich nicht mehr vor lauter Schulden. Er steht immer auf der schwarzen Tafel. An ihn denken viele Leute.

Es giebt viele Leute, die gewissenlos genug sind, Schulden zú machen, ohne zu wissen, wovon sie selbe zahlen können; ja ohne den Willen zu haben, sie jemals zu zahlen. Sie sinnen nur darauf, wie sie andern Geld abschwätzen mögen. Sie schaden durch ihre Treulosigkeit nicht nur allein dem Gläubiger, sondern vielen andern würdigen Dürftigen, die kein Zutrauen mehr finden: weil die Wohlhabenden von Schuldenmachern schon zu

oft betrogen wurden. Andere durften arbeiten, sorgen und sparen, und das mühsam Erworbene solchen Betrügern hingeben. Sie haben gewöhnlich eine große Ueberredungsgabe, und achten auch Niederträchtigkeiten nicht, um ihren Zweck zu erreichen. Ein Vornehmer fiel sogar vor einem geringen Bürger auf seine Knie hin, um ihn zum Darleihen einer Summe zu bewegen, die des Bürgers ganze Baarschaft ausmachte. Seinen Standesgenossen war diese um zwey Spannen zu tiefe Herablassung sehr mißfällig. Der Schuldenmacher sagte ihnen aber: Ich bin einmal vor dem Bürger gekniet, er darf aber hundertmal vor mir knieen, bis er sein Geld wieder erhält. Bei solchen Leuten ist immer der erste Verdruß besser als der letzte, der kein Ende mehr nimmt. So dachte ein Officier, der, weil er ordentlich lebte, für wohlhabend gehalten, aber eben deßwegen von andern Officieren immer um Geld angesprochen wurde. Er wies sie immer ab, und sagte ihnen einmal: Wie sollte ich ein übriges Geld haben, da ich alles bezahle, was ich brauche. Ihr müßt Vermögen besitzen, indem ihr alle Monate Geld erhebt, und doch niemand bezahlt. Man kann ja den Schuldner klagen? ja wohl, aber das ist ein verdrüßlicher Weg, den nicht jeder ger-

ne wandelt, und der doch oft nicht zum Ziele führt, wenn sich auch der Schuldner kein neues Gesicht mahlen läßt, wie ein Abbe in Paris that, um seinen Gläubigern und den Gerichten unkenntlich zu werden. Daher ist ein scharfes Gesicht nöthig, um die Gesichter, auf die man leihen will, wohl zu unterscheiden, um dem Würdigen keine Wohlthat zu versagen, die man ihm erweisen kann; und von dem Unwürdigen nicht betrogen zu werden.

Schwätzer.

Man darf ja doch reden, die Gänse können's nicht. Er hat ein gutes Mundstück. Das Maul ist das Beste an ihm. Er hat's Maul am rechten Ort. Sein Maul wird froh seyn, wenn es Nacht wird. Er meint, er müsse sich zu todt plaudern, die Plaudertasche. Er redet das Hundertste in's Tausendste hinein. Seine Reden haben keine Heimath. Er ist ein rechter Ploderer, Stadtpritscher, Waschweib. Er halt überall einen Standerling. Es geht ihm den ganzen Tag das Maul, als

wenn's geschmiert wäre. Er muß das letzte Wort haben.

Die Schwatzhaftigkeit ist eine Unmäßigkeit im Reden. Der Schwätzer baut die Brücke immer dreymal länger, als das Wasser ist, über das er setzen will. Er ist eine Wortfontäne, die immer plätschert. Er kann vor Geschwindigkeit, mit der die Worte über seine Lippen herabstürzen, und vor Menge der Gegenstände, die der Strom seiner Rede mit fortreißt, unmöglich erwägen, was er redet. Deßwegen kommt bei ihm alles untereinander zum Vorschein, ein Bündel Lügen, ein kaum mehr kenntliches Stück von einer Wahrheit, falsche Deutungen, mit unter Verläumdungen. Er urtheilet über alles, was ihm in Wurf kommt, und giebt jedermann Rath, der auch keinen von ihm verlangt. Zuhören ist der Schwätzer Sache gar nicht, wenn sie schweigen müssen, um eine Neuigkeit zu vernehmen, so bleiben ihre Lippen unterdessen in einer zitternden Bewegung. Wenn sie die Hälfte der Erzählung vernommen haben, ist es ihnen genug; das Uebrige denken sie sich selbst hinzu, und fallen sogleich mit ihrer Klapper wieder ein. Kommen zwey oder drey Schwätzer zusammen, so

stellt sich für die Zuhörer ein unterhaltliches Lustspiel dar. Einer will den andern von der Waschbank verdrängen, jeder sucht, die Zuhörer sich zu vindiciren, und die andern zu überschreien. Solche Leute sind ganz unfähig richtige und vollständige Kenntnisse von etwas zu erlangen, denn sie haben vor Schwatzhaftigkeit weder Zeit, noch Geduld zu hören. Deßwegen verlangte Isokrates von einem gewissen Cato, einem bekannten Schwätzer, der seinen Unterricht hören wollte, ein doppeltes Honorar; weil er ihm vorerst schweigen, und dann erst reden lehren müsse. Wer einmal der Gegenstand dieser Zungendrescher geworden ist, der entkömmt ihnen nicht mehr, bis sich ein neues Abendtheuer ihrer Mündung darstellt. Deßwegen ließ Alcibiades seinem Hund, den er für 1160 Thaler gekauft hatte, den Schwanz, der eben der schönste Theil an selben war, abhauen, um den Schätzern von Athen, die sich immer mit seiner Person beschäftigten, einen andern Gegenstand vorzuwerfen. Er hatte auch lange Zeit Ruhe vor ihnen, denn die atheniensischen Waschweiber aus allen Ständen und beyden Geschlechtern konnten kaum in einem Monat fertig werden, den schönen Schwanz des Hundes zu loben

und den unbekannten Thäter zu erforschen und zu verfluchen.

Schwelger.

Junge Schwelger, alte Bettler. Er ist wie Zachäus auf allen Kirchweihen. Er ist ein guter Schlucker, hat Haus und Hof hinunter gebracht. Bei ihm heißt's immer: trag auf und zett' nicht. Er lebt im Saus und Braus. Er läßt aufgehen, was der Brief vermag. Da tragen die Hunde ganze Köpfe davon. All's verfressen vor mein End, ist ein richtig's Testament.

Der Schwelger verlangt mehrere und ausgesuchtere Speisen und Getränke, als das Bedürfniß und der Wohlstand fodert. Er kennt nur die Annehmlichkeiten des sinnlichen Geschmackes, und verachtet alle höhere Freuden, die einen geistigen Genuß gewähren. Es ist die Schwelgerey eine gar niedrige Ausschweifung, indem sie nur die thierische Natur ausspricht; aber sie ist von unabsehebarem Nachtheil, weil sie das Vermögen unnöthig

vergeudet, die Gesundheit des Menschen sehr gefährdet, und ihn zu allen nützlichen Geschäften unfähig macht. Je weiter sich in einem Lande die Schwelgerey verbreitet; desto weniger Ehrlichkeit, Arbeitsamkeit und Ordnung wird man in demselben antreffen. In einem Staate, sagte Cato, wo ein Fisch so theuer gekauft wird als ein Kalb, ist kein Wohlstand mehr anzutreffen. Der Fall war damals in Rom, wo die Schwelgerey und Ueppigkeit den höchsten Grad erreicht hatten; wo Caligula und Heliogabal in Weinessig aufgelösete Perlen tranken und Pfauenzungen aßen. Die dauerhafte Gesundheit der Alten und ihr langes Leben kommt uns jetzt unglaublich vor. Allein, wir sollen uns an die Mäßigkeit, an die Leibesübungen und Arbeitsamkeit der alten Welt erinnern. Die Geschichte der Arzneykunde zeiget, daß sie in den Zeiten entstanden ist, wo die Schwelgerey überhand nahm. Die Griechen erfanden die üppige Kochkunst, und von ihnen giengen auch die Aerzte aus. Rom kannte erst diese Köche der Kranken, nachdem es von den Griechen die Weichlichkeit gelernt hatte. Die Römer verbreiteten diese verderblichen Künste in das übrige Europa, wo man bis dorthin nur aß, um zu leben. Jetzt

müssen alle Welttheile ihre Beyträge liefern, wenn der leckere Gaumen zufrieden seyn soll.

Spaß.

Wer kegeln will, muß auch aufsetzen. Große Herren verstehen keinen Spaß. Ein Spaß ist ein Spaß, aber einem 2c. Spaß hin, Spaß her. Spaß oder Ernst ist mir eins. Mit solchen Spaßen komm mir nicht mehr. Spaß bey Seite. Er ist ein Spaßvogel. Er versteht einen Spaß. Er hat allerley Schnacken im Kopf.

Der Spaß ist eine Täuschung, wo ein kleines Uebel schnell in Lust verwandelt wird. So machte König Ludwig XI. von Frankreich einen derben Spaß mit seinem Hofastronom, dem er ankündigte, daß er ihn seiner Stelle entsetzen werde, indem er einen bessern Wetterpropheten gefunden hätte, als er sey. Auf der Jagd hätte ihm heut ein Kohlenbrenner aus dem Benehmen seines Esels die Witterung genau vorgesagt, wie sie bald darauf erfolgt wäre. Doch Spaße müssen so sparsam gebraucht werden, wie das Salz zur Suppe, sonst werden sie abgeschmackt. Cicero erlaubte

sich zu viele Scherze in der Rede für den Muräna. Cato rief darüber laut auf: o, was haben wir für einen lächerlichen Bürgermeister! York versichert, es stecke jedes Ding voll Spaß, wenn man sie nur demselben zu entlocken wisse. Allein, dazu gehört viel Witz und eben so viel Geschmack und Klugheit, wenn die Gesellschaft damit angenehm unterhalten werden soll. Solche Vögel giebt es wenige.

Spott.

Er ist reich von Haus, er weis aber seine Heimath nicht mehr. Er hat einen verschlagenen Kopf; er ist ja einmal über die Stiege herabgefallen. Er weis alles, er sieht 's Gras wachsen und hört die Flöh' husten. Er kann's ja wissen, er hat ein Buch, darin steht alles. Er hat 's Grieß, wie das saure Bier. Er denkt schon drey Jahr länger, als er alt ist. Er war schon auf seines Vaters Hochzeit. Er hat schon mehr vergessen, als wir alle wissen. Er glänzt wie der Carbunkel hinterm Ofen. Er steigt daher wie der Gockel im Werg.

Einem den Esel stechen, vötzeln, papierln, sticheln. — Er hat's eingeschoben, hinuntergeschluckt (die Spottreden des andern). Er hat einen Strausenmagen, er kann alle harten Reden verdauen.

Der Spott ist das Bemühen, einzelne Menschen lächerlich zu machen. Es soll der Spott nur das letzte Mittel seyn, Narren zur Besinnung zu bringen. Denn er bessert äußerst selten, sondern erbittert das Gemüth, welches er trift; verhärtet es noch mehr, und reitzet oft zur Rache. Der beißende Spott der Rhegier, mit dem sie dem König Dionys von Syracus, der eine ihrer vornehmen Töchter zur Ehe haben wollte, die Tochter des Henkers antrugen, kam ihnen theuer zu stehen. Dem König Philipp von Macedonien kostete eine Spottrede sein rechtes Aug. Der Bogenschütze Aster von Amphipolis wollte in des Königs Dienste treten, und versicherte, seine Kunst so wohl inne zu haben, daß er keinen Vogel im schnellsten Flug verfehle. Demohngeachtet gab ihm Philipp den spöttischen Bescheid: Wenn ich einmal mit den Staaren Krieg führe, werde ich mich deiner bedienen.

Aster gieng zu Philipps Feinden über, und schoß bald darauf einen Pfeil nach dem König mit der Aufschrift: dem rechten Auge des Philipps, welches er auch wirklich traf. Philipp ließ den guten Schützen henken, nachdem er die Stadt Methon erobert hatte und den Aster gefangen bekam. Treffend war der Spott, mit dem Pabst Leo X. einen Alchymisten, der ihm sein Buch von der Goldmacherkunst weihte, zur Vernunft bringen wollte. Anstatt des gehoften großen Präsents verehrte ihm der Pabst einen leeren Beutel, worin er das Gold, welches er selbst zu machen verstehe, verwahren möge. Der Spott, welcher nur in Worte gefaßt ist, oder in schnell vorübergehenden Handlungen besteht, kann mit etwas Geduld übertragen werden; aber der aus bleibenden Denkmaalen spricht, ist kaum von einem Strausenmagen zu verdauen. So stellte der berühmte Maler Michael Angelo zu Rom in seinem großen Gemälde, die Hölle, mitten unter den Verdammten einen damals lebenden Kardinal so natürlich dar, daß ihn jedermann auf den ersten Blick erkannte. Der Kardinal klagte den Maler bei dem Pabste. Der heilige Vater gab aber nach der Lehre der Kirche den Bescheid: Aus der Hölle sey keine Erlösung mehr möglich. Die verderblichste

Art der Spötterey ist diejenige, welche Dinge lächerlich zu machen strebt, die vielen Menschen heilig sind, und von denen oft ihre ganze Ehrlichkeit und Seelenruhe abhängt. Nur höchster Leichtsinn, oder gänzliche Verdorbenheit des Herzens kann die Quelle davon seyn.

Stolz.

Uebermuth thut nicht lange gut. Grobheit und Stolz wachsen auf einem Holz. Er will allein der Hahn im Korb seyn. Er will überall den Ton angeben. Er trägt seine Nase hoch. Er spannt die Saiten hoch. Er spielt den großen Hansen. Es soll einer glauben, die Sonn' gehe in seinem Hof auf und unter. Er weis nicht mehr, wie er daher steigen soll. Aber man hat ihm das Grachsl herabgethan. Man hat ihm die Flügel gestutzt. Er läßt jetzt die Flügel sinken. Er giebt's wohlfeiler. Der Narr hat gemeint, er darf den Leuten auf den Köpfen herumtreten.

Der Stolz ist eine übertriebene Selbstschätzung. Der Stolze hat eine hohe Meinung von seiner Vortreflichkeit, und sieht mit Verachtung auf andere herab, die sich etwa ähnlicher Vorzüge rühmen könnten. Er befürchtet nur, andere möchten über seinen Werth nicht gleicher Meinung mit ihm seyn; deßwegen spricht er immer gern von sich selbst, streicht sein eigenes Thun heraus, und tadelt und verkleinert die Verdienste anderer. Der Stolze steckt im Irrthum über sich selbst. Wenn es zur That kömmt, wo er seine eingebildeten Vorzüge gebrauchen oder zeigen soll, so wird er mit Erstaunen gewahr, daß er der große Hans nicht ist, wie er glaubte. Tigranes, der General der Armenier, hielt sich für den großen Hansen. Als er die Römer unter Lucull wider sein großes Heer anziehen sah; sprach er: Als Abgesandte sind sie zu viel; und als Feinde zu wenig: allein, diese wenigen schlugen ihn gänzlich. So sah man auch in unsern Tagen Stölzlinge schon die Messer wetzen, um den wahren großen Hansen auf dem Kraut zu fressen; allein, sie mußten wie die Römer bei Claudium ohne Waffen und fast im Hemde unterm Joche durchgehen. Der Stolze kann auch einen wirklichen Vorzug vor andern haben, aber er irret im Werth dessel-

ben. So meinte Vestris der Operntänzer in Paris, es gebe nur drey große Männer in Europa, nämlich den Operntänzer Vestris, den Voltaire und Friedrich von Preussen. Man behauptet, der eitle Mensch habe sich in vollem Ernst diesen ungewöhnlichen Geistern an die Seite gesetzt, woraus es klar ist, daß der Stolz wahnsinnig macht. Doch nicht nur geistige oder körperliche Vorzüge können schwache Geister zum Stolz verleiten, sondern auch äußerliche Dinge, die nur vom Glück abhangen, und derer Besitz eben deßwegen sehr unsicher ist. Wie blähet manchen Sterblichen der Reichthum, den er besitzet, auf! Durch Geld, glaubt er, stehe ihm alles zu Geboth, er hält sich deßwegen auch für mächtig und angesehen, und äußert seine hohe Meinung von sich durch Grobheit, weil er wegen Dummheit, die gewöhnlich damit verbunden ist, keine ausdruckvollere Art sich vorzustellen weis, wie er sie an Tag legen soll. Man nennt diese Art Stolz den Bauernstolz, nicht als wenn er diesem Stande allein eigen wäre, sondern weil er sich an den reichen Bauern auf eine vorzüglich rohe und plumpe Weise äußert. Man spricht auch vom Bettelstolz, der bei aller Dürftigkeit den Schein der Wohlhabenheit um sich wirft, um sich die

Achtung, welche Vornehmen und Reichen erwiesen wird, zu erbetteln. Der Bettelstolz soll vorzüglich in Italien zu Hause seyn, wo an Festtagen auch arme Familien in Kutschen spatzieren fahren, und wochenlang vorher hungern, um die Kosten dazu bestreiten zu können. Fällt es ihnen aber ganz unmöglich, einen solchen Aufwand zu machen; so kleidet sich wenigstens der Vater als Bediente, und die Mutter als Kammerfrau, und begleiten in diesen Masken ihre Tochter durch die Gassen der Stadt. Die gemeinsten Weiber lassen sich am Morgen in Papilloten sehen und fragen einander, wie sie geschlafen, ob die Chokolade geschmeckt habe. Es soll sogar einen geistlichen Stolz geben, der sich hohe Religiosität zuschreibt, und andere als arme Sünder verachtet, die seine Manieren nicht nachmachen. Es mögen vielleicht die Cyniker der heidnischen und christlichen Welt, die alle Glücksgüter zu verachten affektiren und wie Schweine leben, in diese Klasse gehören. Sokrates sagte deßwegen zu dem Cyniker Antisthenes: es blicke aus den Löchern seines Mantels Stolz hervor. Der einfältigste Stolz scheint doch noch der Ahnenstolz zu seyn, denn dieser gründet sich auf gar kein Eigenthum, sondern auf längst verstorbene Menschen, die

für diese Welt gar kein Daseyn haben. Wenn auch die Vorfahren der Ahnenstolzen ausgezeichnete Verdienste um die bürgerliche Gesellschaft sollten gehabt haben, das wohl von den wenigsten Geschlechtern möchte erweisbar seyn; so sollte sich ja der Nachkömmling von so achtungswerthen Eltern um so mehr schämen, wenn er sich durch eigne Verdienste die Achtung seiner Zeitgenossen nicht erwerben kann, sondern sich auf fremde Verdienste berufen muß. Alle diese Arten von Stolz sind Thorheiten, die den Menschen lächerlich und verächtlich machten, der damit behaftet ist. Der Verständige ist immer bescheiden, wenn er auch die größten Vorzüge besitzt. Man darf sicher schließen, daß der Stolze bei allem Schein des Gegentheils im Grund einen leeren Kopf herumträgt. Die vollen Aehren neigen sich, nur die leeren Aehren stehen gerade in die Höhe. Ja, die vollen Aehren neigen sich oft nur zu tief. Die zu große Bescheidenheit verhindert manchen, seine wahren Vorzüge zu zeigen, da unterdessen der Stolze mit seiner geringen Kraft einen betäubenden Lärm erregt. Wenn die Großen niederknieen, so können die Kleinern über sie wegsehen, und da sie Narren sind, so glauben sie dann größer zu seyn als die Großen. So bald diese aufstehen, ist die Täuschung vorüber.

Strenge.

Strenge Herren regieren nicht lange. Wenn der Strick am strengsten ist, reißt er. All' zu scharf macht schardig. Wer immer sauer sieht, den achtet man nicht. Man muß nicht leicht das Rauhe heraus wenden. Mit guten Worten fängt man die Leute. Ein gutes Wort findet ein gutes Ort.

Strenge, von der hier die Rede ist, nämlich übertriebene Strenge, herrschet, wo entweder die Freyheit mehr eingeschränkt wird, als das Wohl der Gesellschaft fodert, oder wo größere Strafen verhängt werden, als der Zweck der Bestrafung heischet, oder wo nur nach dem Buchstaben des Gesetzes geurtheilt wird, und auf die mildernden Umstände und Absichten des Strafbaren keine Rücksicht genommen wird. Eine solche Strenge beleidiget die Rechte der Menschen, und ist unvernünftig. Der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft muß einen Theil seiner Freyheit aufopfern; doch nicht mehr als nöthig ist, damit er, wie seine Mitbürger, den Ueberrest ihrer Freyheit nach eignem Gutdünken gebrauchen könne. Wenn sich die Gesetzgeber immer an

dieses Grundgesetz der bürgerlichen Freyheit erinnerten, würden sie in vielen Stücken nur guten Rath, anstatt Gesetze geben. Man hat die Vorstände der Völker Väter genennt, und weil die Väter ihren unmündigen Kindern vorschreiben können, was sie für Strumpfbänder tragen sollen; so haben jene sich gleiche Rechte angemaßt. Strenge Herren haben gar viel zu befehlen, es muß alles genau liegen und stehen, denken, reden und handeln, wie es ihrer Gestrengheit eben heut gut dünkt, sonst strafen sie wegen einer Mücke um einen Elephanten. Wo der Buchstab des Gesetzes regiert, dort wird die Strenge oft unmenschlich, denn der Buchstab hat keine Augen und Ohren, noch einige Empfindung, er tödtet, was ihm entgegen kommt. Wenn der Buchstab und Geist der Gesetze mit einander kämpfen, und ist kein Friede unter ihnen auszumitteln; so soll man wenigstens durch einen langen Waffenstillstand dem Buchstab eine Nase drehen, wie es die Ariopagiten von Athen machten, als Dolabella, Proconsul in Asien, diese weisen Richter um ihr Gutachten über einen verwickelten Fall ersuchte. Es vergiftete nämlich ein Weib aus Smyrna ihren Mann und Sohn. Sie gestand die That frey, behauptete aber zu ihrer Rechtfertigung, beyde

Vergiftete hätten vor jedem Gerichtshof das Leben verwirkt, indem selbe ihren Sohn aus der ersten Ehe aus Habsucht ermordeten. Die Wahrheit dieser Mordthat wurde sogleich erwiesen. Sie habe nur vor Betrübniß des Herzens die langsame Verhandlung der Gerichte nicht abwarten können. Die Arlopagisten, um dem Buchstab des Gesetzes nicht zu nahe zu treten, thaten den Ausspruch: der Beklagten soll ein Termin von 100 Jahren zu ihrer Verantwortung gegeben werden.

Studenten.

Die Armuth studiert, der Reichthum jubilirt. Er studiert das Blaue vom Himmel herunter. Er studiert, daß ihm möchte der Kopf zerspringen. Er dichtet, wie der Karpf im Vogelhäusl. Er hat bis an Hals studiert, in Kopf ist nichts hineingegangen. Er ist schon ein alter Student, wachst ihm schon Moos auf dem Mantel. Er hat den Mantel an Nagel gehangen. Es steckt ihm noch das Studentenleben im Kopf. Es hängt ihm der Student noch an.

Die Armen studieren gewöhnlich fleißiger als die Adelichen und Reichen, weil sie sich nur durch eigne Verdienste emporschwingen können; die andern besitzen schon, was diese suchen, und jubiliren deßwegen, anstatt zu studieren. Doch wenn der Staat alle Aemter nur an die Würdigen vergeben würde, müßte wohl auch der Adel und Reichthum das Blaue vom Himmel herab studieren. Kaiser Karl der Große hat die von ihm in Paris errichtete Schule selbst besucht und die Jünglinge geprüft. Mit Unwillen bemerkte er, daß die Armen viele Kenntnisse besaßen, die Adelichen aber und Reichen nichts gelernt hatten. Deßwegen lobte er die Armen sehr, und versprach ihnen die ersten Aemter im Staate. Die Letzten aber bedrohte er mit seiner ganzen Ungnade. Man sagt, dieser Besuch des größten Mannes seiner Zeit habe einen außerordentlichen Eifer unter beyden Partheyen erweckt. Karl konnte aber auch selbst prüfen, und hatte nicht nöthig, sich ganz auf die Zeugnisse anderer zu verlassen.

Es giebt auch Studenten, die keine Studenten seyn wollen, sondern sich lieber von einem Wäldchen bei Athen nennen, welches in der alten Welt einem gewissen Akademon eigen

war, und wo sich Plato mit seinen Studenten gern aufhielt. Das heißt seine Ansprüche weit herholen. Doch wenn eine große Aehnlichkeit zwischen zweyen Dingen ist, so mögen sie denselben Namen tragen. Und in der That haben die neuen Akademiker mit den Alten von Athen nach der Beschreibung des Plutarchs große Aehnlichkeit. „Unter den Jünglingen, sagt er, die sich der Weltweisheit widmen, haben diejenigen die größte Frechheit, die noch leere Köpfe haben; ihr ganzes Betragen, ihr Gang, ihre Minen sind voll Uebermuth und Verachtung, die keines Menschen schonet. Wenn sie aber nach und nach anfangen, die Früchte der Lehren einzuerndten, so läßt der Hochmuth und die Einbildung nach. Wie aus Gefäßen, die mit Wasser gefüllt werden, die Luft herausgepreßt wird; so weicht auch der Stolz bei denen, die mit wahrer Weisheit angefüllt werden.“ Doch bei vielen wird längere Zeit erfodert, bis alle Luft herausgepreßt wird. Sie müssen erst von der hohen, engen Schule in die weite und breite Schule der Welt kommen, und sich da die Hörner abstoßen. Wenn sie die hohen Ideen, die ihnen als Wirklichkeiten aufgeheftet wurden, fahren lassen, die Welt kennen lernen, wie sie ist, und ihren Nacken unter das Joch des gesell-

schaftlichen Lebens beigen, dann kann erst ihr gesammelter Vorrath von Kenntnissen Nutzen bringen, und sie selbst genüßbar werden.

Tadelsucht.

Wer Allen recht thun wollte, könnte nicht früh genug aufstehen. Wer am Weg baut, hat viele Meister. Es ist leichter tadeln, als besser machen. Schuster, bleib bei deinem Leisten. Man könnte den Leuten nicht recht thun, wenn man ihnen die Nase abbiß.

Der Tadel ist ein Urtheil über Fehler. Zur Sucht wird er, wenn man sich angewöhnt, alles, was einem aufstößt, zu beurtheilen, und Fehler daran auszuspähen. Die gewöhnlichen Quellen der Tadelsucht sind Stolz, Neid, Haß. Tadeln ist ein leichtes Handwerk. Denn der Mensch hat eine große Fertigkeit, sich von jeder Sache ein Ideal der Vollkommenheit nach seinen Begriffen zu entwerfen. Er vergleicht nun, was ihm vorkommt, mit diesen Bildern, und tadelt, was nicht damit übereinstimmt. Sind diese Ideale

richtig, so wird sein Tadel gegründet seyn. Wenn er aber über Dinge abspricht, die er nicht versteht, so wird er sich mit seinem Tadel lächerlich machen. Der griechische Maler Appelles pflegte seine Gemälde zur Schau auszustellen, um das Urtheil der Vorübergehenden zu hören, und, wenn ihm tadelnde Urtheile gegründet schienen, seine Arbeit darnach zu verbessern. Es kam unter andern auch ein Schuster, welcher den Schuh der Figur mit Grund tadelte. Der Maler verbesserte mit ein paar Striche den Fehler. Der Schuster verbreitete nun seine Kritik nach und nach über das ganze Gemälde, und machte die lächerlichsten Bemerkungen. Doch der Maler wies ihn mit dem guten Rathe ab: Schuster, bleib bei deinen Leisten. So verbath sich auch der römische Feldherr Paul Aemil die Kritiken der müssigen Römer über sein Verfahren im Kriege wider den Perseus von Macedonien. „Leute, sagte er, die an der Tafel unsre Armeen anführen, wollen besser wissen, als wir, was wir im Feldzuge thun sollen. Sie wollen unsre Märsche anordnen, die geschicktesten Orte anzeigen, wo wir unsre Lager aufschlagen, welche Pässe wir besetzen sollen. So bald man von ihrem Plane abweicht, so machen sie dem Feldherrn ein Verbrechen dar-

aus. Nur bei uns im Lager werden wir anderer Rath in Betrachtung ziehen." Diese Tadelsucht der Unverständigen ist noch überall im Gebrauch. Die Kriege, wie die Landes-Regierungen werden von Millionen hinter dem Ofen geführt. Mancher Stophel kann sich nicht genug ärgern über die Fehler, die dabei begangen werden, und die nach seinen Planen leicht hätten vermieden werden können. Nur Schade, daß so vortrefliche Köpfe nicht auf ihre gehörigen Posten gestellt werden.

Thier.

Die Thiere sind auch nicht vom Holz. Schmerz thut nirgend wohl. Thiere sind auch unsers Herrn Kostgänger. Thierschinder, Leutschinder. Gute Warte ist halbes Futter. Er legt seine Pferde noch in's Bett.

Die Thiere sind empfindende Geschöpfe, die zwar keine Vernunft, aber doch eine Art Verstand besitzen. Eigentliche Sprache mangelt ihnen ebenfalls, doch vermögen sie ihre Empfindungen durch bedeutende Töne auszudrücken. Sie sind der Lust und des Schmerzes fähig, und können sohin glücklich und un-

glücklich seyn. Sie sind Erdenbürger, wie die Menschen, und haben, wie sie, gesellige Triebe. Man trift bei ihnen auch ordentliche Verfassungen an, wodurch die Arbeiten der Gesellschaft vertheilt sind, und die Ordnung aufrecht erhalten wird. Wer kennt nicht den Staat der Bienen und Ameisen; die Heereszüge der Staaren und Schwalben; die Völkerschaften der Affen, das Zusammenhalten der Schweine bei Gefahren? Viele Thiere sind kunsterfahrne Geschöpfe. Vorzüglich sind viele geschickte Baumeister und Weber unter ihnen. Die Wohnungen der Bieber, Bienen, Wespen, die Nester der Vögel, die Gewebe der Spinnen, der Seidenwürmer, die vielartigen Gehäuse der Puppen sind Beweise davon. Diese Geschicklichkeiten sind bei ihnen Gaben der Natur, doch sind sie auch zur Erlernung freyer Künste nicht ungeschickt. Arrius erzählt, daß er einen Elephanten gesehen habe, der eine Zymbel mit seinem Rüssel spielte, während seine Kameraden um ihn nach Cadenzen tanzten. Plutarch sah' auf dem Theater des Marcellus zu Rom einen Hund, der seine Rolle trefflich spielte. Der Hund mußte einen Brocken verschlucken, der vergiftet seyn soll. Das Thier machte alle Symtome der

Ver-

Vergiftung nach: es zitterte, erstarrte, reckte und streckte sich, als wäre es krepiert, ließ sich zerren und schleppen, wie es die Fabel des Spieles foderte; nach und nach fieng er sich wieder zu regen an, richtete seinen Kopf auf, und sah verwundernd umher, und schlich schleppend weg. Welche Verschlagenheit zeigen viele Thiere bei ihren Jagden, wie die Katzen, und Füchse! Wie gut lernt das Pferd seine Schule, welche Gelernigkeit in Melodien haben die Vögel! Soll man dem Maulthier des Thales allen Verstand absprechen können, da es aus einem einzigen Fall eine für sich vortheilhafte Regel abzog? Es mußte täglich mit Salz beladen durch einen Fluß passiren. Einmal stolperte es im Fluße; das Salz wurde naß, und viel davon floß aus den Körben ab. Das Thier bemerkte, daß die Last um vieles leichter wurde. Am folgenden Tag tauchte es sich geflissentlich unter. Thales ließ es mit Wolle beladen. Nun wurde die Last durch das Untertauchen schwerer, und das Thier wiederholte den Versuch nicht wieder. Manche Thiere zeigen auch Vorsicht. Die Staaren und wilden Gänse stellen Wachen aus, um nicht unversehens von einem Feinde überfallen zu werden. Die Bienen, Ameisen,

Mäuse, Hamster, errichten Magazine von Lebensmitteln für den Winter. Die Mäuse und Hamster schroten sogar die gesammelten Körner, damit sie nicht keimen. Die Anhänglichkeit und Treue der Hunde gegen die Menschen ist überall bekannt. Hyrkan, der Hund des Königs Lysimachus, ließ sich mit seinem Herrn verbrennen. Der König Pyrrhus fand einen Hund bei einer Leiche, welche er schon drey Tage bewachte. Der König ließ die Leiche begraben und nahm den Hund mit sich. Nicht lange nachher begegnete dem Hunde der Mörder seines Herrn, wüthend fiel er über ihn her, und erneuerte seine Angriffe immer, bis man den Mörder gefangen nahm. So verfolgte auch der Hund am Tempel zu Athen einen Tempeldieb mehrere Tage, bis die Priester, dadurch aufmerksam gemacht, den Menschen verhaften ließen. Der treue Hund wurde nachher auf öffentliche Kosten unterhalten. Wenn die Erzählung von Androclus und seinem Löwen Wahrheit ist; so könnte man den Thieren sogar das Gefühl der Dankbarkeit nicht absprechen. Androclus aus Dacien war Sklave beim Prokonsul in Afrika. Weil ihn sein Herr zu grausam behandelte, entlief er, und verbarg sich in einer Höhle der großen Wüste von Afrika. Er lag nicht lange in der

Höhle, so kam ein Löwe eben dahin, und als er den menschlichen Gast in seiner Höhle erblickte, gieng er auf ihn zu, und legte seine Pfote, in der ein großer Splitter stak, in seinen Schoos. Androclus zog den Splitter sachte heraus, und machte die Wunde so gut zurecht, als er's vermochte. Der Löwe ernährte seinen Wundarzt drey Jahre, indem er ihm immer das beste Stück von seinen Jagden zu Haus brachte. Der Sklave ward endlich dieses thierischen Lebens überdrüßig, verließ die Höhle, wandelte näher zu den Wohnungen der Menschen, wurde bald darauf entdeckt, nach Rom geschleppt, und zum Thierkampf verurtheilt. Der Löwe hatte das nämliche Unglück. Zu Rom auf dem Kampfplatze kamen sie zusammen. Der hungrige Löwe, anstatt den Androclus wüthend anzufallen, wie es die unmenschlichen Zuschauer erwarteten, wedelte und liebkosete zu den Füßen seines Gastes. Das Erstaunen der Zuseher konnte bei diesem Auftritte nicht größer seyn. Nachdem Androclus die Geschichte ihrer Freundschaft erzählt hatte, erhielten beyde ihre Freiheit wieder, der Wirth des Menschen und der Arzt des Löwen. Doch wenn auch diese Erzählung viel der menschlichen Dichtungsgabe

verdanket, und die Thiere keiner Dankbarkeit fähig seyn sollen; so geziemt es doch dem Menschen, gegen manche Thiere dankbar zu seyn. Viele Thiere verschaffen uns ja den größten Nutzen. Wie wenig vermöchte der Mensch ohne das Pferd, dem Ochse, die Kuhe, dem Esel, das Kameel. Wie viele Vortheile gewährt ihm das Schaf, die Ziege, das Schwein, das Federvieh. Welch ein guter Wächter seines Hauses ist der Hund. Diese nützlichen Thiere verdienen vorzüglich, daß wir ihren Zustand angenehm machen und ihnen keine unnöthige Plage aufladen. Wer gegen die Thiere hart seyn kann, kann es auch gegen die Menschen seyn. Welch eine entehrende Unterhaltung waren die Thierhätzen, die bei den Römern bald in Menschenhätzen ausarteten. Plutarch verkaufte seinen alten Ochsen nicht, der ihm lange gedienet hatte, sondern nährte ihn ab. Die Indier stifteten für alte Thiere Spitäler und die Agrigentiner errichteten lieben Thieren z. B. Pferden, Hunden prächtige Grabmaale. Manche Thiere wurden sogar wegen der Unveränderlichkeit ihres Characters als Symbole der göttlichen Eigenschaften verehret. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Thiere einander verstehen. Wie schnell wissen die Hen-

nen den Ruf des Hahnes zu unterscheiden, wenn er sie zu einem aufgefundenen Korn einladet, wenn er vor Gefahr warnet, oder wenn er nur so seine hohen Phantasien mittheilet. Vielleicht giebt es sogar verschiedene Sprachen unter den Thieren, wie unter den Menschen. Denn wenn die Verschiedenheit der Sprachen von der Verschiedenheit der Climate abhängt, so wird das Clima wohl auch auf die tönenden Organe der Thiere ihren Einfluß behaupten. Es hat Menschen gegeben, die sich rühmten, die Sprache der Thiere zu verstehen, wie Apollon von Thyana, Melampus, Tyresias und Thales. Doch hat niemand bisher ein Lexion darüber geliefert. Manche Thiere, die unter den Menschen leben, verstehen viele von ihren Tönen, von ihrer Mine- und Geberdensprache. Hunde, Katzen blicken dem Menschen in's Aug, und wissen dann gut, zu was sie sich zu versehen haben. Die Thiere sind also in aller Rücksicht unsre nächsten Nachbarn abwärts und da sie uns noch dazu so viele Vortheile und Vergnügen verschaffen, so ist es nicht mehr als billig, daß wir sie freundnachbarlich behandeln.

Titel.

Was hilft der Titel ohne Mittel? Vom Titel kann man nichts herunter nagen. Er ist ein rechter Titelnarr. Der Titel bläht ihn gewaltig auf. Es läßt's der Titel nicht zu.

Die Titel vor den Büchern zeigen den Inhalt derselben an. Die Titel der Menschen sollen eben dieses leisten. Es haben aber Manche so viele Titeln, daß man billig zweifelt, ob der Inhalt allen diesen Titeln entsprechen werde. Durchblättert man einen Betitelten, so findet man oft kein Wort von dem, was der Titel ankündiget. Da giebt es z. B. die Menge Räthe, die nie um Rath gefragt werden, und wohl auch einen vernünftigen Rath zu geben ausser Stand wären. Manche nennen sich Herren von Gütern, die sie längst nicht mehr besitzen, sie könnten sich eben so gut Herren vom Uranus nennen. Die Beywörter der Titel klingen noch seltsamer. Ehemals nahm man sie von der Gemüthsbeschaffenheit her, die der Betitelte gemäß seinem Stand oder Amt haben soll: man nannte sie wohlweise, fürsichtige, hochgelehrte, feste,

gestrenge, fromme, ehrbare und achtbare. Jetzt nimmt man diese Beywörter von der Geburt her, und betitelt sie edelgebohrne, hochedelgebohrne, wohlgebohrne, hochwohlgebohrne, hochgebohrne. Gnädig will fast alles heißen, wie ehemals alle streng genannt wurden, die einen Haarbeutel trugen. Die alten Titel: wohlweise, hochgelehrte, fromme rc. müssen manchmal gar zu satyrisch geklungen haben, und mögen wohl deßwegen mit Titeln verwechselt worden seyn, die keinen Sinn haben, oder doch keinen sittlichen Vorzug ausdrücken, der einer Veränderung unterlieget. Die Titelsucht ist ein sicheres Merkmaal eines dürftigen Geistes, der seine Blöße mit den Zeichen der Ehre bedecken will. Die Titel machen nur aufmerksam, daß man den Mann genauer in's Aug' faßt, und eher seine Mängel entdeckt, als es ohne die Titel geschehen seyn würde. Was half es dem Esel, daß er sich in die Haut des Löwen steckte? seine langen Ohren ragten hervor, und seine Stimme bewegte das ganze Thiervolk zur lauten Lache.

Tod.

Heute roth, morgen todt. Heut an mir, morgen an dir. Der Tod hat keinen Respect. Der Tod macht alle Menschen gleich. Der gute Tod, hilft aus aller Noth. Der Tod muß eine Ausred' haben. Wie man lebt, so stirbt man. Das End' gut, alles gut. Es giebt kein Kräutl wider den Tod. Er steht schon mit einem Fuß im Grab. Er hat seinen Theil gegessen. Er hat seinen Löffel weggeworfen. Er hört den Gukguk nicht mehr schreien. Es thut ihm kein Zahn mehr weh. Er hat's mit der Haut bezahlt.

Heraklit erklärte die Menschen für sterbliche Götter. Sie sterben, sagt er, im Leben, und leben im Sterben. Der Funke der Göttlichkeit ist im Menschen nicht zu verkennen. Er klimmet unter der Asche; erst wann diese wegfällt, kann er in eine Flamme auflodern. Wir bemühen uns aber sehr, diesen Aschenhaufen um uns herum zu erhalten, so lange es nur möglich ist. Der Mensch würde in der Luft nach dem Blitz, und im Wasser nach einem Strohhalm greifen, um sich zu erhalten. Allein alle Mühe ist zuletzt vergebens, wir

sind alle von der Natur zum Tod verdammt. Schon mit dem ersten Pulsschlag klopft dieser Zerstörer an der Thür des Lebens. Es stirbt in uns zuerst das Kind, dann der Jüngling, nachher der Mann, der Greis ist ohnehin schon zu kraftlos, um länger widerstehen zu können. Doch der Tod meynt es gut mit uns, er ist ein Befreier des edlen Gefangenen, der mit den Banden des Leibes gebunden ist. Der Mensch wird erst völlig gebohren, wenn er stirbt. Bei der ersten Geburt sondert sich nur ein Leib von dem andern. Bei der zweyten Geburt oder dem Tode sondert sich das Geistige von dem Körperlichen. Das Kind der Unsterblichkeit geht hervor, wie aus dem Moder die Flamme sich entbindet. Der Geist stammt nicht aus dem Körper, er ist weit über ihn erhaben, er ist ein freyes, unvertilgbares Wesen, welches, befreit von dem Körper, nun höherer Verhältnisse fähig ist, als diejenigen waren, in denen es bisher ihre Kräfte entwickelte und übte. Sollte demnach der Tod nicht vielmehr ein Freudenfest, als ein Trauertag seyn? Plutarch ist dieser Meinung, indem er schreibt: „Ein braver Mann verdient nicht Klagelieder, sondern Hymnen; nicht Trauer, sondern ein ruhmvolles Andenken; nicht bittere Thränen, sondern fröhliche

Opfer. Denn durch den Tod ist er nur zu einem viel herrlichern Leben gelangt, und von dem Dienste des Körpers und den davon herrührenden nagenden Sorgen und Anfällen befreyt, welche jeder, dem ein sterblicher Leib zu Theil geworden ist, so lange dulden muß, bis er die ihm bestimmte Lebenszeit vollendet hat." Sokrates meynte deßwegen, daß rechtschaffene Leute den Schwanen nachahmen, und singend sterben sollen. Allein, die meisten Menschen zittern vor dem Tode. Sie wünschen, in dem Kerker des Leibes ewig zu leben. Die Ahnung des rechten Lebens ist bei ihnen nicht bis zur Zuversicht gediehen. Sie fürchten im Tode zu vergehen, oder eine strafende Gottheit. Viele Menschen bringen auch ihr ganzes Leben in einer Täuschung hin, welche sie die Dinge, die sie umgeben, nicht vom rechten Gesichtspunkte ansehen läßt. Erst wenn sie alle diese geliebten Sachen über Bord werfen, und allein das unbekannte Meer der Ewigkeit befahren sollen, erwachen sie, wie vom Traume, und beklagen sich über die Täuschung. Ich bin alles gewesen, und alles ist nichts, rief Septimius Severus, der Kaiser, auf seinem Sterbelager. Das hätte er mit einigem Nachdenken wohl früher einsehen können. Es grünt ja schon

der Baum zum Sarge, wenn der Mensch gebohren wird. Doch es ist nicht schön, wenn man von der Erde, wo man viele Jahre verpflegt wurde, und alles gelernt hat, was man weis, und sich wenigstens zu einem edlen Wesen hätte bilden können, mit Schmähungen auf ihre Eitelkeit abtritt. Soll die Erde mehr leisten, als sie vermag? Es ist ihre Schuld nicht, wenn wir uns irrige Begriffe von ihrer und unserer Bestimmung machen. Die Weisen scheiden mit Dankbarkeit von ihr. Antipater von Tarsus erzählte kurz vor seinem Abschied alle genossene Glückseligkeiten seines Lebens, sogar eine glückliche Seereise nach Athen vergaß er nicht. Plato dankte Gott, ehe er starb, daß er als Mensch, als Grieche und zu den Zeiten des Sokrates gebohren wurde. Sokrates unterhielt sich, ehe er den Giftbecher trank, mit dem würdigsten, und eben schicklichsten Gegenstand, mit der Unsterblichkeit der Seele. Dieses sind artige Gäste, die so von der Erde Abschied nehmen. Dank für das empfangene Gute und Freude zur Reise in's Land der hohen Bildung ziemt dem Edlen, der den unzerstörbaren Geist in sich fühlt, wie ihn der Dichter fühlte:

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren.
Im Herzen kündet es laut sich an,
Zu was Besserm sind wir gebohren,
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuschet die hoffende Seele nicht.

Schiller.

Trägheit.

Ein schlafender Fuchs fängt keine Henne. Ein guter Hahn wird nicht fett. Er bohrt nicht gern dicke Bretter. Gutes Land macht faule Leute. Ist morgen auch noch Zeit. Komm ich heut nicht, komm ich morgen. Wo er hinkommt, ist die Kirchweih schon vorbei. Er wartet, bis ihm die gebratenen Vögel in's Maul fliegen. Er sitzt hinterm Ofen, und schwitzt halbe Batzen. Er macht gern blaue Montag. Er ist stinkfaul. Er ist zu faul, als daß er's Maul aufthun möchte. Er hat ein beständiges Faulfieber.

Trägheit ist ein Scheu vor Anstrengung seiner Kräfte. Der Träge nährt sich lieber

schlecht und leidet Noth, als daß er seine Körperkräfte anstrenget. Er glaubt lieber blind, als daß er seine Geisteskräfte zur Erforschung der Wahrheit anwenden möchte. Der Träge hält die Ruhe für die größte Glückseligkeit. Die Trägheit scheint jedoch eine körperliche Krankheit zu seyn. Denn der Mensch ist seiner Natur nach thätig, er liebt Beschäftigungen und hat Eckel an langer Weile. Ein dickes Blut, ein schwerfälliger Körper, ein feuchtes Clima können die natürliche Thätigkeit hemmen. Oft ist aber auch die Trägheit nur eine Angewöhnung, wenn dem Menschen zu wenige Arbeiten angewiesen sind, wenn er zu wenige Arten von Beschäftigungen kennet, oder zu wenige Reize zur Thätigkeit von aussen auf ihn wirken; so verwöhnet er die Anstrengung, treibt alles nur nach seiner Bequemlichkeit, wird selbst in seinen wenigen Beschäftigungen nachlässig, und geht oft im eigentlichen Sinne in Faulniß oder Faulheit über. In Ländern, wo die Erde ohne mühsame Anstrengung hinlängliche Lebensmittel liefert, oder wo ein heißes Clima die Nerven schwächt, findet man faule Leute die Menge. Diese vermögen keine strengen Arbeiten zu übernehmen, jene finden es nicht nöthig. Es giebt sehr viele Menschen, die in

ihren Berufsarbeiten träge, aber in andern Geschäften sehr thätig sind. Das ewige Einerley ihrer Berufsarbeiten wird ihnen abgeschmackt. Daher lieben alle Menschen die Vakanztäge, wo sie aus dem täglichen Joche ausgespannt werden und sich nach ihrem Gefallen bewegen können. Viele glauben, die Anhänglichkeit der Landleute an die abgewürdigten heiligen Feste gründe sich in abergläubischer Religiosität, weil das Volk lärme, daß man keine Achtung gegen die Heiligen mehr habe. Allein, das Volk ist so dumm nicht, als es in gewissen Fällen zu seyn scheint, wo es die wahre Ursache ihres Betragens nicht angeben mag. Es ist dem Volke nur, wie den Studenten, um die Vakanztäge zu thun. Schwere anhaltende Arbeiten, besonders solche, bei denen der Geist keine Nahrung findet, verrichtet wohl jedermann nur aus Noth. In diesem Sinne ist das ganze ehrsame Menschengeschlecht träge. Daher macht gutes Land überall faule Leute. Wenn die Arbeitsamsten von einem magern Lande in ein fettes Erdreich versetzt werden, so werden sie den Vortheil bald bemerken, und ihre Kräfte, wie die Ureinwohner für das Alter sparen.

Trauen.

Trau', schau', wem? Trauwohl ritt das Pferd davon. Sieh für dich, trauen ist mißlich. Trau niemand, ehe du eine Salzscheibe mit ihm gegessen hast. Man kann niemand in's Herz sehen. Wenn man sich auf andere verläßt, ist man verlassen genug. Was man nicht greifen kann, muß man glauben. Den Esel führt man nur einmal über das Eis. Es schlafen nicht alle, welche die Augen zuhaben. Der Fuchs ändert den Balk, aber nicht den Schalk. Stille Wässer fressen tief. Er ist nicht weit her. Er hat ihn sitzen lassen. Er hat ihn im Stich gelassen. Er ist ein Stockmauser. Er hat's faustdick hinterm Ohr.

Auf die Redlichkeit anderer trauen, beurkundet zwar eigene Rechtschaffenheit, aber nicht immer auch Klugheit. Wo man selbst sehen, hören, schmecken, riechen, fühlen, wägen, zählen, messen kann, gehet man sicherer zu Werk. Es tragen so viele Füchse Schafpelze, daß es die Schafe selbst nicht übel nehmen können, wenn ihnen die Hennen nicht

ohne viele Vorsicht trauen. Doch die Kritik über die Trauwürdigkeit anderer darf nicht zu strenge geführt werden, wenn nicht aller Reiz des menschlichen Umganges verlohren gehen, und Menschen-Scheu und Haß dafür entste-hen soll. Mit einem etwas scharfen Auge kann man die Füchse auch unter ihren Schaf-pelzen bemerken. Die fremde Tracht paßt nicht so genau am Leib, eben weil sie fremde ist. Und der Schafpelz hat keine Augen; der Fuchs muß mit seinen eigenen herausschauen, und das sind Fuchsenaugen. Alexander der Große sah' seinem Leibarzt Philipp auch in die Augen, als er ihm den Brief des Parmenion zum Lesen hingab, worin der Schreiber berich-tete: Philipp wäre von Darius bestochen, den Alexander zu vergiften. Er trank aber den Arzneybecher aus, ehe noch der Arzt den Brief zu Ende gelesen hatte. Die Augen sind zu fein, als daß sie ohne Verwirrung ihre ge-wöhnte Manier ändern könnten. Sie zeigen sogleich an, wenn ihnen Gewalt geschieht. Wenn sich daher jemand nicht in die Augen will sehen lassen; so ist nicht wohl zu trauen. Die Stockmäuser von beyden Geschlechtern ge-hen alle mit untergeschlagenen Augen. Wo die Augen geschlossen sind, weis man gar

nicht,

nicht, wie man daran ist: denn es schlafen nicht alle, welche die Augen zu haben. Der Kaiser Galba schlief nur für den Mäcenas, aber nicht für seinen Herrn Kammerdiener, der einen goldnen Becher von der Tafel nahm, und beistecken wollte. Was machst du da, Schlingel, rief der schlafende Galba, merkst du nicht, daß ich nur für den Mäcenas dort schlafe, der sich mit meiner Frau unterhält. Trau also, aber schau, wem.

Trunkenheit.

Es ertrinken mehr im Glas, als im Wasser. Ein trunkener Mund, redet aus Herzens Grund. Einem Rauschigen muß ein Fuder Heu ausweichen. Das Wasser mag niemand in Schuhen haben, vielweniger im Magen. Das Wasser ist zu stark, es reißt oft Häuser ein. Er hat eine gute Stimm zum Trinken. Er ist hohl bis an die Zehen. Er ist ein durstiger Bruder. Er sauft wie ein Bürstenbinder. Er läßt kein Bier sauer werden. Er hat zu tief in Krug hineingesehen. Er sauft, daß

die Bimsen auf ihn wachsen. Er ist sternvoll. Er ist ein rechter Süfling, ein Naßkitl, ein Bierzapf, eine Bierlützel.

Trunkenheit ist die Gewohnheit, beym Genuß berauschender Getränke auszuschweifen. Der Rausch als Folge davon raubt die Besonnenheit, den Gebrauch der Vernunft, und damit die Herrschaft über sich selbst. Eben dadurch macht sie den Menschen zu Ausschweifungen fähig, von denen er nüchtern zurückbeben würde. Der große Alexander ermordete in der Trunkenheit seinen besten Freund Clitus, der gleichfalls berauscht ihm die Wahrheit zu derb in's Angesicht sagte. Dieser gräßliche Mord machte den König auf der Stelle nüchtern, und brachte ihn zur Verzweiflung. Allein, dieser Vorfall, so schrecklich er war, heilte ihn doch von der schändlichen Trinksucht nicht. Nachdem er bei einem Saufgelage schon die ganze Nacht zugebracht hatte, ließ er noch den sogenannten Herkules-Becher füllen, der sechs Maaß faßte, und leerte ihn auf die Gesundheit des Protras aus. Der große Säufer sank nun um, man trug ihn auf sein Bette, wovon er nicht mehr aufstand. Schon sein Vater König Philipp hat-

te diesen großen Fehler an sich. Ein Weib gab ihm hierüber eine derbe Lehre: Philipp sprach im Rausch ein ungünstiges Urtheil in einem Rechtsstreit dieses Weibs. Ich appellire von diesem Spruch, rief das Weib. Von deinem König? und an wen? — an eben den König, erwiederte das Weib, wenn er nüchtern seyn wird. Und sie fand bei dem nüchternen König Recht. Die Trunkenheit wurde bei den alten Völkern so wenig für einen Fehler gehalten, daß der größte Säufer noch um diesen Vorzug beneidet wurde. Brachte doch der jüngere Cyrus unter anderen Gründen, womit er die Lacedämonier zu seinem Beystand wider seinen Bruder Artaxerxes, König in Persien, bewegen wollte, auch diesen vor, daß er viel mehr Wein vertragen könne, als sein Bruder. Selbst die Gesandten von Athen rühmten von König Philipp von Macedonien, als sie vor dem Senat über ihre Gesandtschaft Bericht erstatteten, daß er einer der größten Trinker seines Reiches sey. Wie sehr die alten Deutschen in der Saufkunst erfahren waren, ist bekannt; aber auch wie oft ihre Saufgelage mit Mordthaten endigten. Dieses Laster dauerte selbst an den Höfen der Fürsten bis auf die letzten Jahrhunderte her-

ab. Viele Reichsgesetze wollten diesem Unfug steuern. Allein, Gesetze waren nicht im Stande, den Rittern und Fürsten die großen Humpen aus den Händen zu winden. Nur die nach und nach verfeinerten Sitten brandmarkten die Trunkenheit mit Schande. Bei den Engländern haben sich die Bacchusfeste länger erhalten. Vom Lord Rochester erzählt man, daß er einmal fünf Jahre hintereinander betrunken war. Er starb aber auch schon im 33ten Lebensjahre, obwohl sein Körperbau auf eine Dauer von hundert Jahren angelegt war. Bei Frauenzimmern ist die Trunkenheit noch viel eckelhafter als bei den Männern. Deßwegen wurde sie bei diesem Geschlechte zu allen Zeiten für ein schändliches Laster erkannt und verabscheut. Im alten Rom war den Frauen das Weintrinken auf's strengste verbothen. Mecentius tödtete ungestraft seine Frau, weil sie sich ein Räuschlein zu Schulden kommen ließ. Der Anblick eines Berauschten flößt Abscheu vor der Trunkenheit ein. Wie wird der Mensch durch sie herabgewürdiget, er lallet thörigt daher, geberdet sich wie ein Wahnsinniger, hat weder seine Vernunft, noch seinen Leib mehr in seiner Gewalt. Der junge Prinz am Hofe des Astyages, des Königs der Numidier, nahm sich diese

Erscheinung zur Warnung. Da ihn der König zum Trinken nöthigen wollte, weigerte er sich standhaft, indem er in seiner Unschuld sagte, er wolle kein Gift trinken, das die Leute schwindlich und wahnsinnig mache. Aus dem Mund der Kleinen spricht oft die Wahrheit, allein, die alten Sünder, vorzüglich die nassen Brüder, sind unverbesserlich.

Tugend.

Gut wollen und recht thun, ist viel gethan. Fromm seyn, ist nicht mit Worten gethan. Denk', red' und thue nichts, was nicht alle wissen, hören und sehen dürfen. Halt dich rein, und acht' dich klein; sey gern allein, mit Gott gemein. Ein weises Herz und froher Muth, sind köstlicher als Gold und Gut. Was recht ist, gefällt jedermann.

Die Tugend ist die unwandelbare Anhänglichkeit an die Vernunft. Was die Vernunft als recht und gut erkennt, das liebt und übt der Tugendhafte. Da sich aber die Sinnlichkeit im Menschen der Gesetzgebung

der Vernunft nicht willig und unbedingt unterwerfen will, so herrscht unter diesen beyden feindlichen Mächten ein heftiger Kampf. Der Friede kann nur durch gänzliche Unterwerfung der Sinnlichkeit hergestellt werden. Sie wird zwar nie ein williger Unterthan, und muß immer unter Zucht gehalten werden; aber sie gewöhnt doch immer mehr das Joch, und erleichtert dadurch der Vernunft ihre Beherrschung. In den Zeiten der Rohheit wurde die Sinnlichkeit so mächtig, daß die Vernunft unterliegen mußte. Die Gottheit war bemüssiget, der unterdrückten und geschändeten Vernunft mit ihrem ganzen Ansehen zu Hülfe zu kommen. Und von der Zeit an ist die Tugend mit dem unverwelklichen Kranz der Religiosität geschmückt. Die Tugend ist so ehrwürdig, daß selbst Bösewichte Ehrfurcht gegen sie empfinden. Allein, ihr Anblick ist ihnen lästig, da er unwiederleglich ihr Betragen tadelt. Seneca mußte sterben, damit Nero seines Anblickes los würde. Die Tugend hat seligere Folgen, als das Laster. Denn die Mühe, die sie kostet, ist bald vorüber, aber das Vergnügen, welches sie bewirket, bleibt immer. Da im Gegentheil das Laster oft viel mehr Mühe kostet, und das Vergnügen, welches es gewähret, schnell vorüber eilet. Die

Freuden der Tugend sind bis auf den letzten Tropfen schmackhaft, während die Freuden der Bösen bald bitter und reuig werden. Die Leiden des Tugendhaften mildert das Bewußtseyn der Schuldlosigkeit und der Glaube des reichsten Ersatzes, wenn einst die sittliche Weltordnung hergestellt wird; da hingegen die Bösen verschuldet und ohne Ersatz leiden. Die Tugend fodert freylich oft große Opfer, Vermögen, Gesundheit, den guten Namen und selbst das Leben. Allein, es ist vernünftiger, alle Güter von geringerm Werth über Bord zu werfen, um das höchste Gut zu retten; als mit Verlust dieses Größten jene geringern zu besitzen. Wenn mit der Tugend immer auch das Glück, und mit der Bosheit das Unglück verbunden wäre; so würden wohl alle Menschen der Tugend anhangen. Aber ächte Tugend, die um keinen Sold dient, würde sich dann nicht entwickeln. Jene Harmonie kann erst eintreffen, nachdem der Tugendhafte an widrigen Schicksalen gezeigt hat, daß nicht Eigennutz, sondern reine Liebe zum Wahren, Guten und Rechten ihn beseele.

Uebung.

Die Uebung macht den Meister. Treib's, so geht's. Was man treibt, das bleibt. Durch Spinnen lernt man spinnen. Wer oft schießt, trift endlich. Ein gebrauchter Schlüssel ist immer blank.

Das Begreifen der Regeln bei einer Kunst ist das leichteste. Allein, die Fertigkeit, diese Regeln anzuwenden, entsteht nur aus einer vielfältigen Uebung. So lange der Künstler noch immer an die Regeln denken muß, kann er den Geist der Kunst nicht betrachten. Sind sie ihm aber durch die Kunst so geläufig geworden, daß er sich ihrer bei seinen Arbeiten nicht mehr bewußt ist; so kann sich dann sein Geist allein mit dem Ideal seiner Kunst beschäftigen. Selbst die körperlichen Hindernisse überwindet die Uebung. Sie polirt die Unebenheiten weg, und macht das Steife geschmeidig. Demosthenes, der berühmteste Redner zu Athen, stammelte so arg, sprach gewisse Buchstaben so sonderbar aus, daß er das erstemal, da er als Redner auftrat, allgemeines Gelächter erregte. Er übte sich aber so lange im Verborgenen, bis er die Natur bezwang, und der berühmteste Redner seiner

Zeit wurde. König Philipp von Macedonien gestand selbst, daß ihm die Beredtsamkeit dieses Mannes mehr als die Armeen und Flotten der Athenienser geschadet haben: er würde selbst dem Krieg wider sich beigestimmt haben, sagte er, wenn er diesen mächtigen Redner hätte sprechen gehört. So viel vermag die Uebung. Dagegen ist das Wissen ohne Uebung unbrauchbar. Viele werden in den Wissenschaften unterrichtet, können aber keinen Gebrauch davon machen, weil sie selbe durch Uebung nicht in ihre Gewalt gebracht haben. Sie sind nur Hörer, und keine Thäter. Wenn die Lehrjungen in den Werkstätten ihren Meistern nur auf den Mund sehen, und nicht selbst Hand an's Werk legen wollten; so würden wir bald ohne Schuhe und Kleider gehen müssen. Die Meister der Handwerke haben eine viel bessere Methode ihre Jünger zu unterrichten, als die Meister der Geisteswerke.

Uebergabe.

Uebergeben heißt nicht mehr leben. Es ist besser, die Kinder bitten einen, als wenn man die Kinder bitten muß. Man zieht sich nicht gern eher aus, als bis man

schlafen geht. Die Alten gehen den Jungen im Weg. Die Alten machen den Jungen Zeit und Weile lang. Wenn sie Gott zu sich nähme, wären sie wohl aufgehoben. Man kann ihnen ja nichts bessers wünschen, als das ewige Leben.

Plato will, man soll vor dem dreyßigsten Jahr nicht heurathen, weil sich früher die Heuraths-Materialien nicht im vollkommenen Stande befinden, wozu auch die Klugheit, eine Familie zu regieren, gehören mag. Aber auch schon deßwegen soll man nicht früher heurathen, weil die Kinder zu alt werden, ehe man sich ihretwegen ausziehen und schlafen gehen will. Der betagte Erbe des väterlichen Gutes wird mit dem unkindlichen Wunsch zu kämpfen haben, der Vater möge in einen andern Planeten versetzt werden. Reiche Väter sollten ihre längst mannbaren Kinder keiner Gefahr aussetzen, die kindliche Liebe zu verliehren. Sie haben ja nicht nöthig, sich bis auf's Hemde auszuziehen. Einen bequemen und warmen Schafpelz mögen sie sich immer vorbehalten. Bey nicht sehr Bemittelten bleibt das Uebergeben eine bedenkliche Sache. Die Familie wird vermehrt, ohne daß

die Einkünfte vermehrt werden. Es entste-
hen Nahrungs-Sorgen. Eine Erleichterung
gäbe das Schlafengehen des vorigen Besi-
tzers; man gönnte ihm ewige Ruhe. Die Al-
ten wollen auch fortregieren, wenn sie schon
Kron und Zepter, wie Kaiser Karl V. nieder-
gelegt haben. Allein, die Jungen wollen sich
mit dem alten Schlendrian nicht mehr schlep-
pen, und haben oft zu wenig Feinheit, um
ihre Ideen den Alten annehmlich zu machen.
Das Alter ist wunderlich, man kann nicht ge-
nug Achtsamkeit dafür haben, es glaubt, ver-
nachläßigt zu seyn, und den Wunsch in den
Augen der Jungen zu lesen, daß der liebe
Gott das Beste bei der Sache thun möge.
Nur Eltern, die ihre Kinder recht gut erzo-
gen, und die kindliche Liebe sorgfältig in ih-
nen gepflegt haben, können sich ihren Kindern
ohne Furcht auf Discretion ergeben.

Ungeschicklichkeit.

Grobe Säcke näht man nicht mit Seide.
Junge Reiser pfropft man nicht auf alte
Stämme. Mit einem Narrn ist kein Kind
zu taufen. Uebersehen ist auch geschehen.

Man muß den Fischen das Schwimmen nicht lernen wollen. Das schickt sich, wie eine Faust auf ein Aug. Da heißt's: Reim dich oder ich fresse dich. Der hat's Kuhfenster getroffen. Er setzt den Fleck neben dem Loch. Es hat ihn der Ungeschickte grüßen lassen. Er spannt den Wagen vor die Pferde. Er zäumet das Pferd beim Schwanz auf. Seine Sache hat weder Händ, noch Füß. Es ist weder gesalzen, noch geschmalzen. Es hat weder Saft, noch Kraft. Er fällt mit der Thür in's Haus hinein. Er schütt's Kind samt dem Bad aus. Er hat eine Sau aufgehoben. Er hat einen Bock geschossen. Er reitet auf'n Roß und sucht es. Ein Ungeschickter hat immer Feyerabend.

Die Ungeschicklichkeit besteht im Widerspruch der Handlung mit dem Zweck, den man dadurch erreichen will. Der das Pferd beym Schwanz aufzäumt, wird es nicht leiten können. Dem Ungeschickten fehlt es an Klugheit oder an Gewandtheit. Er wählt die rechten Mittel zum Zweck nicht, oder weis sie nicht gehörig anzuwenden. Oft entspringt sie

auch nur aus Unachtsamkeit, wie bei jenem Knechte, der fünf beladene Esel zu Markt trieb, im Rückweg aber nur vier vor sich hergehen sah, indem er auf dem fünften saß, und eben für verlohren hielt, bis ihm jemand, der seinen Jammer hörte, versicherte, daß er wohl gar sechs Esel sehe, indem sich zwey aufeinander befänden. Es giebt selten einen Menschen, der zu allen Geschäften ungeschickt wäre. Aber der Geschickteste in einem Geschäfte kann sich in einem andern sehr ungeschickt benehmen. So schießen oft die Hochstudierten, so bald sie aus ihrem Zirkel heraustreten, die größten Böcke. Die dummen Leute lachen dann über sie, weil sie in ihrer Einfalt glauben, es sey nöthiger, die Dinge, die uns umgeben, zu kennen, als die Höhe der Cordilleras im südlichen Amerika. Solche örtliche Ungeschicklichkeiten können durch Uebung gehoben werden, wie man an den Bauernjungen sieht, wenn sie zu Militärs zugehobelt werden.. Deßwegen oder wahrscheinlicher, nicht deßwegen gab Antisthenes den Athenern den Rath: sie sollten verordnen, daß man die Esel eben so zum Ackerbau gebrauchen sollte, wie die Pferde. Diese Thiere, schrieen alle entgegen, sind zu dergleichen Dienste ganz ungeschickt, o Antisthenes! wo

denkst du hin! Das macht nichts zur Sache, erwiederte der Spötter, ihr dürft es nur verordnen, die Esel werden dann so geschickt, wie die Pferde. Macht ihr doch auch nicht selten die ungeschicktesten Menschen zu Befehlshabern, und sie werden im Augenblicke ihrer Stelle würdig. Allein, Antisthenes sollte bedacht haben, daß es sehr schwer sey, die Geschicklichkeiten Anderer richtig zu beurtheilen, ehe man sie eine Periode von Geschäften hindurch beobachtet hat. Unsere Zeiten sind viel vorsichtiger hierin, und ordnen Geschicktes und Ungeschicktes nur provisorisch.

Unglück.

Holz und Unglück wachsen alle Tage. Man darf um 's Unglück keinen Bothen schicken, es kommt selbst. Es ist selten ein Unglück ohne Glück. Es kommt selten ein Unglück allein. Wer den Balg verliehrt, muß oft noch den Schwanz drein geben. Wenn 's Unglück will, fällt sich die Katze vom Stuhl herab todt. Jeder Tag hat seine Plag. Es hülft keine Kron für das Kopfwehe. Dörner kommen vor den Rosen, und der Charfreytag vor

Ostern. Eine Haselnuß ist doch kein gescheitertes Schiff. Gott verläßt keinen Deutschen, hüngert ihn nicht, so dürstet ihn doch. Es ist schon mancher Sturm über ihn gegangen. Er ist vom Regen in die Traufe gekommen. Es ist ihm ein Haas übern Weg gelaufen. Das ist ein Nagel zu seinem Sarg. Glücklich ist, wer vergißt, was nicht zu ändern ist.

Unglück nennt man die Uebel des Zufalles, die ohne Schuld einen Menschen treffen. Doch da in der Natur alles nach weisen Gesetzen eingerichtet ist, so ist Zufall ein Unding. Weil aber der Mensch die Verbindung der Dinge oft nicht einsieht, so deckt er mit dem Worte Zufall seine Unwissenheit zu. Die weisesten Männer zu allen Zeiten haben die Unglücksfälle für zwar strenge aber trefliche Lehrmeister der Menschen gehalten. In der Schule des Unglückes, sagen sie, sind die großen Männer gebildet worden, die ewige Muster für die Menschheit sind. Das Glück zeiget uns gewöhnlich nur die Laster, das Unglück aber die Tugend der Menschen. Die Rauchwerke geben nur auf der Glut ihre lieblichen Gerüche. Die Unglücksfälle sind

Aufgaben, derer Auflösung der Unglückliche nicht von sich weisen kann. Durch die Anstrengung, die dabey nöthig ist, entwickeln sich alle seine Kräfte. Es liegt im Menschen viel verborgen, das immer schlummern würde, wenn es nicht durch einen Stoß von außen, wie der Funke aus dem Kiesel, zu sprien gereizt würde. Manchmal sind die Unglücksfälle heilsame Arzeneyen, die entweder die Gesundheit der Seele erhalten, oder, wenn sie verdorben war, wieder herstellen. Oft sind sie nur die Geburtswehen von höhern Freuden; oder Schutzgeister, die uns vor einem Abgrund zurückreissen, und etwas unsanft hinschleudern, um uns schnell zur Besinnung zu wecken. Unterdessen würde die Zahl der Unglücklichen viel geringer seyn, wenn alle Menschen richtige Begriffe von dem Werthe der Dinge hätten. Viele leiden nur an eingebildeten Uebeln. Schon Epiktet bemerkte, daß die Menschen mehr durch die Vorstellungen und Meinungen, die sie sich von den Dingen machen, als durch die widrigen Zufälle selbst geplagt werden. Jeder will Rosen ohne Dorner haben, ohne zu bedenken, daß sein Wunsch der Einrichtung der Natur zuwider ist. Dabey schielt er immer nur auf das,

das, was ihm nach seinen übertriebenen Foderungen mangelt, und bemerkt das Gute nicht, welches er wirklich besitzt. Er vergrößert jedes Uebel, das ihn drückt, heftet ganz seinen Blick auf selbes, da er doch das Gute, welches noch damit verbunden ist, sorgsam beschäftigen soll. Es ist ein wichtiges Lehrstück für den Wanderer durch die Erde, daß er an allen Dingen die gute Seite zu bemerken lernt. Es macht ihn zufriedner mit der Welt und den Menschen. Jedes Ding hat zwey Handgriffe, sagt ein Weiser, woran es gefaßt und behandelt werden kann, einen guten und einen bösen. Bei jenem faßt es der Kluge. Kann er aber den bösen Handgriff nicht vermeiden, so läßt er doch auch den guten nicht fahren. Diese Weisheit verstehen die Einfältigen oft viel besser, als die Vielfältigen.

Untreue.

Untreue trift seinen eigenen Herrn. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst drein. Wer sich auf andere verläßt, ist verlassen genug. Aus anderer Leut Häute ist gut Rie-

men schneiden. Es sind böse Hennen, die die Eyer verlegen. Der Horcher an der Wand, hört seine eigne Schand.

Der Untreue hält die Verträge nicht, die er eingegangen, oder erfüllet seine gemachten Versprechungen nicht, oder er täuschet unter dem Schein der Ehrlichkeit, oder er plaudert die Geheimnisse eines andern aus. Untreue macht den Menschen vor andern Lastern verabscheuungswürdig: weil sie das Zutrauen unter den Menschen, die süßeste Frucht des geselligen Lebens, zerstöret. Deßwegen machte Dion gar keine Gegenanstalten, als er erfuhr, daß sein Freund Kalipp ihm nach dem Leben strebe. Denn er glaubte, es sey besser zu sterben, als in einer Welt zu bleiben, wo man sich auf solche Freunde nicht mehr verlassen könnte. Es ist daher oft geschehen, daß selbst diejenigen, zu derer Nutzen die Untreue begangen wurde, vom Abscheu dieses Lasters ergriffen, den Treulosen in's Verderben stürzten. So handelte der edle römische Feldherr Camillus. Als er die Stadt Phalerii belagerte, führte der Schullehrer dieser Stadt alle ihm anvertraute Kinder, unter dem Vorwand eines Spatzierganges, in's feindli-

che Lager. Hier, sprach der Treulose zu Camillus, überliefere ich dir in diesen Kindern die Stadt. Der große Mann ergrimmte über die Bosheit dieses Bösewichtes, ließ ihm alle Kleider vom Leibe reissen, die Hände auf den Rücken binden und den Knaben Geiseln geben, womit sie den Verräther zurück in die Stadt peitschen sollen. Die Eltern waren in Verzweiflung über den Verlust ihrer Kinder. Da sahen sie auf einmal das sonderbare Schauspiel, und hörten von ihren Kindern den Camillus als ihren Erretter und Vater rühmen. Ueber diesen Edelmuth des feindlichen Feldherrn auf's innigste gerühret übergaben sie freywillig die Stadt. Ein ähnliches Beyspiel gab der römische Redner Crassus, der mit dem Papirius Carbo in einem Proceß verwickelt war. Ein Sklave des Letzten brachte dem Crassus Papiere, woraus er wider seinen Herrn Beweise führen konnte. Crassus schickte aber den Sklaven in Ketten geschlossen samt den uneröffneten Papieren an Papirius zurück. Eine solche Aufnahme soll die Untreue überall finden, und wo sie eine bessere findet, soll den Freund der Treulosen allgemeine Verachtung brandmarken.

Vaterlandsliebe.

Jeder Vogel liebt sein Nest. Wo der Haas fällt, ist er gern. Jeder Hahn kräht freudig auf seinem Mist. Ein Mann in seinem Haus ist stärker als vier draus. Ein Prophet in seinem Vaterland gilt nichts. Es ist überall gut Brod essen, wenn man eines hat. Anderswo ist die Welt auch nicht mit Brettern verschlagen.

Die Vaterlandsliebe ist eine Vorliebe gegen das Land, in dem wir gebohren und erzogen sind; und gegen das Volk, zu dem wir gehören. Ihr Werth beruht auf den Grund, aus dem sie entspringt. Meistentheils ist die gepriesene Vaterlandsliebe weiter nichts als ein Behagen des Gewöhnten. Man hat die Berge, Thäler, Hügel, Ebnen, Ströme, Clima, Früchte, die Lebens- Denk- und Handlungsweise, die Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten und die Menschen lieb, mit denen man von Jugend auf gelebt hat. Und dieser Angewohnung wegen ist man nicht geneigt, sein Vaterland zu verlassen. Man findet anderswo nicht so viele Aehnlichkeitspunkte zur Annäherung mit Menschen.

Der Samojede fand in Petersburg kein Vergnügen, er wünschte sehr, bald in seine Heimath zu kehren, wo jedermann auf den Schlittschuhen laufen könne. Der Schweizer seufzet in der Fremde nach seinen Alpen; der Schwabe nach seinen dicken Suppen, der Baier kann seine Dämpfnudl und Speckknödl nicht vergessen und so haften viele nur mit sehr materiälen Banden an ihrem Vaterlande. Von höherm Werthe ist die Anhänglichkeit an's Vaterland, welche von der Liebe zur Staatsverfassung desselben entspringt, und gewöhnlich Patriotism genennt wird. Dieser zeigt sich aber vorzüglich in denjenigen Staaten, wo die Nation einigen Antheil an der Regierung hat. In den alten Freystaaten war der Patriotism sehr allgemein und erzeigte oft die bewunderungswürdigsten Thaten. In Monarchien, wo alles Diener bis auf einen ist, findet jener hohe Geist des Patriotism keine Nahrung. Man pflegte dagegen den Ehrtrieb desto sorgfältiger, um durch ihn ähnliche Produkte hervorzubringen. Allein, es mangelt diesem Trieb wenigstens die Würde des ersten: denn er ist auf Lohnsucht gegründet, die nicht großherzig macht. Hätte Aristides eigne Ehre gesucht, so würden die Athener die berühmte Schlacht bei Marathon nicht

gewonnen und damit ihr Vaterland gerettet haben. Aristides bewog durch sein Ansehen die zehn Generäle, unter welche das Commando der Armee vertheilt war, die ganze Macht dem Miltiades allein zu überlassen, und für diesmal unter ihm zu dienen, weil er vorsah, daß sonst die Schlacht verlohren würde. Eben dieser große Patriot stand dem Themistokles, seinem persönlichen Feind, mit Rath und That bei, und überließ ihm die ganze Ehre des Sieges; denn hier gilt es das Vaterland, unsre privat Händel lassen sich verschieben. Oft ließ Aristides bei den Versammlungen des Volkes durch Andere gute Vorschläge machen, um die gute Sache durch den Widerspruch seiner Feinde nicht hinterstellig zu machen. So handelt kein Ehrgeiziger. Wenn der Redner Hipperides sich auf der Folter die Zunge abbeißt, um durch die Heftigkeit des Schmerzes nicht verleitet zu werden, sein Vaterland an den Antipater zu verrathen; wenn Horatius Cocles den Brückenkopf allein wider eine Armee vertheidiget, um den Römern zum Rückzug Zeit zu gewinnen; wenn der Feldherr Regulus den Kaufpreis für sein Leben, ein ganzes Heer gefangener Carthaginenser, zu theuer hält, und gegen alles Bitten seiner Familie, des Senats, und des Vol-

kes wieder in die Gefangenschaft nach Cartha- go zurückkehrt und den grausamsten Tod lei- det, um für Rom einen vortheilhaften Frie- den vorzubereiten; so sind dieß Thaten, die kein Ehrgeiz, wohl aber ein kleinern See- len unbegreiflicher Patriotism hervorbringen kann. Wer wollte dem harten Lycurg diesen hohen Geist der Vaterlandsliebe absprechen, der freywillig zu Delphis den Hungertod starb, damit die Spartaner ihres Eides nicht entbunden werden konnten, seine Gesetzgebung bis zu seiner Rückkunft nicht abzuändern. Wen erfüllt der scheidende Cato nicht mit Wehemuth, der den Umsturz seiner vaterlän- dischen Verfassung nicht überleben mochte. Seneca schildert diesen letzten römischen Pa- trioten, als eine Augenweide der Götter, die wohl nichts schöners auf Erde sehen können, als den Weisen im Kampf mit Thorheit und Laster. Es haben wenige Menschen Gelegen- heit, ihre Vaterlandsliebe auf eine so glän- zende Art zu zeigen, wie diese Helden der Vorzeit. Aber jeder hat die Pflicht, zum Wohl der Gesellschaft, dessen Mitglied er ist, so viel mitzuwirken, als er in seiner Lage kann. Denn was kann billiger seyn, als daß man der Gesellschaft mit Liebe und Dankbarkeit zu- gethan ist, die uns bei unserer Ankunft auf

der Erde unter sich aufnahm, die uns in unserm unbehilflichen Stand pflegte, und zu Menschen bildete; die uns Sicherheit unsrer Person und Eigenthums gewähret, die Befriedigung aller unsrer Bedürfnisse erleichtert, und unsre Freyheit schützet. Die Vorstände der Völker nähren diese Werthschätzung des Vaterlandes, indem sie demselben durch weise Einrichtungen Vorzüge vor andern Ländern verschaffen; die Freyheit nicht mehr beschränken, als es zum Wohl des Ganzen unumgänglich nöthig ist; die Laster verringern; die Lebensquellen vermehren; die Sicherheit von innen und außen besorgen, die Gerechtigkeit unverbrüchlich handhaben, und allenthalben Humanität befördern. Denn was man lieben soll, muß liebenswürdig seyn.

Veränderung.

Es bleibt nichts beym Alten. Immer was Neues und nie was Guts. Die Welt hat sich ganz verändert, man erkennt sich nicht mehr. Jetzt bläst ein anderer Wind. Jetzt geht's aus einem andern Ton. Das Blatt hat sich gewendet. Er hat umgesattelt. Er ist, wie das Fähnl auf'm

Dach. — Es steht alles noch auf den alten Füßen. Eine Gans flieht übers Meer, eine Gans kommt wieder her.

Die Welt hat sich ganz geändert, sagt man, wenn die alten Vorfahren wieder kämen, würden sie sich nicht mehr zu orientiren wissen. Das mag wohl seyn; denn jedes Zeitalter hat seine besondern Moden, Manieren, Launen, Ansichten, Tendenzen, Meinungen, Tugenden und Laster. Aus der Harmonie dieser Eigenthümlichkeiten wird der Geist des Zeitalters entbunden. Dieser herrschende Geist des Zeitalters ist der eigentliche Weltmonarch. Es verfließt einige Zeit bis er zum ruhigen Besitz seiner Herrschaft gelangt, denn sein Vorfahrer will sich nicht gutwillig des Thrones begeben. Er kämpft wider den Thronräuber; allein, da der alte Herr nur Alte auf seiner Seite hat, der neue Herrscher aber alles junge Volk um sich her sammelt, so muß er der Gewalt unterliegen, und ein Spott der Kinder werden. Wenn der Sieger nicht verblendet ist, so wird er seinen überwundenen Vorfahrer human behandeln, weil er dann weis, daß sein Stündlein auch einst schlagen wird. Denn diese Art Geister ist nicht un-

sterblich, wie die Geschichte der Menschheit lehret. Wenn nun der neue Herrscher zum ruhigen Besitz des Thrones gelangt ist, so ergreift er seine Zauberruthe, und was er damit berührt, wird verändert. Da bläst sogleich ein anderer Wind, da geht's aus einem andern Ton, da wenden sich die Blätter; nichts bleibt beym Alten, wenigstens muß ein neuer Name für die Lücke stehen, oder man streicht einem alten Gerümpel eine neue Farbe auf. Es hat unter den Zeitgeistern immer mehr schlimme als gute gegeben. Manche dieser regierenden Herren verwandelten, wie die Zauberin Zirze, ihre Unterthanen in Tyger, oder Schweine, oder Esel, oder Affen. Die alte Welt bestimmte den Werth ihrer Regierungen nach den verschiedenen Metallen. Man sprach von goldnen, silbernen, küpfern, bleyern Zeitaltern. Späterhin sprach man von finstern Zeitaltern, wo es so dunkel war, daß man kaum lesen konnte. Der folgende Zeitgeist steckte einige Lichter auf und man lebte im erleuchteten Jahrhunderte. Endlich hob sich die Sonne, und wir haben jetzt die Ehre, in dem aufgeklärten Zeitalter zu wandeln. Da jetzt jedermann alles klar vor Augen liegt, was in den finstern Zeiten mit Dunkel, und in den erleuchteten noch mit

Dämmerung umhüllt war; so werden alle Mängel und Irrthümer sogleich entdeckt, und auf der Stelle verbessert. Deßwegen kann nun nichts mehr auf den alten Füßen stehen bleiben. Wenn der jetzt glorreichst regierende Zeitgeist so lange bei Leben bleibt, bis er sein großes Tagewerk vollendet hat; so wird eine ganz neue Schöpfung dazustehen scheinen, über die sich der alte Schöpfer selbst höchlich wundern wird. Man konnte zwar über den eigentlichen Charakter dieses Geistes noch nicht einig werden. Einige, die ihn näher kennen wollen, behaupten, er sey weiter nichts als ein großer Windbeutel, der sich in prächtige Worte hüllet, in der That aber selbstsüchtiger ist, als je einer seiner dunklen oder erlauchten Vorfahren. Er strebe nur nach Genuß, sey wollüstig, üppig, und spotte über alte Treue und Glauben. Doch es ist nicht rathsam, über so mächtige Geister bei ihrer Lebenszeit zu urtheilen. Die Nachwelt wird ihm seine Leichenrede unpartheiisch halten, und ihm die Stelle anweisen, die er unter seinen Vorfahren verdient.

Verboth.

Die verbothene Frucht schmeckt besser. Was einem nicht soll werden, das ist das Liebst auf Erden. Er mag befehlen, und ich kann's thun oder lassen. Viel Gesetz, wenig Gehorsam.

Der Mensch will frey seyn, und dünkt sich weise genug, die Maximen seines Verhaltens selbst zu entwerfen. Deßwegen sind ihm alle Gesetze zuwider, indem sie seine Freyheit beschränken, und seiner eigenen Weisheit vorgreifen. Wenn jeder Mensch das allgemeine Wohl der ganzen Gesellschaft begreifen könnte, und nach Möglichkeit fördern wollte; so würden zur Erhaltung des Ganzen keine Gesetze von Außen nöthig seyn, weil aus freyem Willen von jedem geschehen würde, was die Gesetze aussprechen könnten. Allein, die Wenigsten faßen das höchste Wohl der bürgerlichen Gesellschaft. Die Meisten halten ihr Sinnenwohl für den höchsten Zweck des Bürgervereins, und weil dieses oft von dem wahren Zweck der Gesellschaft, der Erhaltung der Staatsverfassung gedrückt wird, so halten sie ihre Freyheit für unterdrückt, und die Gesetzgeber für Tyrannen oder Unverständige, und

würden, wenn sie es vermöchten, die Bande des Vereins zerreissen. Daher muß die Gewalt zwischen Freyheit und Gesetz in's Mittel treten, um jene zum Respekt gegen diese zu zwingen. Und in jenen Revieren der Gesetzgebung, wo der Zwang nicht hinreichen kann, muß selbst die Religion die Mittlerin spielen. Sie kann auch, wo sie lebendig ist, unendlich mehr bewirken, als der Zorn erregende Zwang. Denn sie gebiethet nicht; sie belehret, rathet als Freundin; schonet sohin das Freyheitsgefühl und den natürlichen Stolz, und hat ihrer Heiligkeit wegen mehr Ehrwürdigkeit als die bürgerliche Gesetzgebung. Je mehr deßwegen der religiöse Sinn aus der bürgerlichen Gesellschaft verschwindet, desto unsicherer kann die Gesetzgebung in jenen, ihrem Zwange unzugänglichen Revieren auf Folgeleistung rechnen. Ja die Religion mildert überhaupt die Vorstellung von der Beeinträchtigung der Freyheit durch die Gesetze, und fördert dadurch einen willigen Gehorsam, der einen viel größern Werth als der Erzwungene hat, indem er den Gesetzpflichtigen in der Zufriedenheit erhält, und die Gesetzgebung vom Schein des Despotism verwahrt.

Verleumdung.

Man müßte viel Mehl haben, wenn man jedem das Maul stopfen wollte. Hüt' dich vor der That, der Lügen wird wohl Rath. Wenn jeder vor seiner Thüre kehren wollte, bliebe es überall sauber. Trage nur jeder seinen Sack auf die Mühle. Das Beste wird gedacht, das Böseste geredet. Er wird in der Leute Mäuler herumgezogen. Man nennt keine Kuh Blaßl, außer es hat ein weißes Fleckl am Kopf. Es ist nicht ohne, was Herr Jedermann spricht.

Die Verleumdung dichtet andern Fehler an, die sie nicht haben, oder vergrößert doch ihre wirklichen Fehler, oder dichtet falsche Umstände hinzu in der Absicht, dadurch zu schaden. Die Bekanntmachung wahrer Fehler von Andern ist zwar nicht Verleumdung, aber zeugt doch immer, wo keine Pflicht zur Offenbarung derselben auffodert, von großer Lieblosigkeit. Die Klatscherey, welche sich mit unbedeutenden Tagsnachrichten beschäftiget; die Ohrenbläserey, die ihre Lieferungen heimlich in's Ohr Anderer absetzt, sind nahe Verwandte

der Verleumdung, weil sie gewöhnlich die in der Eile gesammelten Nachrichten verfälschen. Auch der Schwätzer nimmt sich nicht Zeit, der Wahrheit gründlich nachzufragen, und braucht zu viel Stoff, um sorgfältig auszuwählen. Der Spötter kann sich ebenfalls nicht überwinden, der Sache eine launige Wendung zu geben, ob sie schon an sich sehr ernsthaft ist. Die grobe Verleumdung bereitet ihre Nachrichten ohne Zurückhaltung aus. Der feine Verleumder hingegen scheint seinen Feind zu schonen, nimmt oft die Mine des Freundes an, lobt und vertheidiget, während er verleumdet. Der Verleumder sieht oft vor, daß der Verleumdete seine Unschuld beweisen wird; seine Absicht ist dem ohngeachtet nicht verfehlt. Wenn der Gebissene auch seine Wunde heilet, so bleibt doch eine Narbe zurück. Er weis zu gut, daß man selten seine Unschuld so siegend beweisen kann, daß keine Möglichkeit für den erdichteten Fehler übrig bleibt, und kennt vie Bösartigkeit des menschlichen Herzens zu wohl, welcher eine solche Möglichkeit genug ist, um ihr Urtheil bis auf weiters zu suspendiren. Die treflichsten Menschen sind am meisten der Verleumdung ausgesetzt. Die Wespen nagen nur an den besten Früchten. Die Vorzüge, die solche Menschen

haben, erregen den Neid, oder beleidigen den Stolz und die Ehrsucht anderer, die nun auf den Trümmern des guten Namens dieser Treflichen ihren verdunkelten Ruhm bauen wollen. Die Aegyptier hatten ein Gesetz wider die Verleumder, welches denselben die nämliche Strafe zuerkannte, die dem Verleumdeten würde getroffen haben, wenn die Aussage seines Feindes wahr gewesen wäre. Doch es giebt viele Fehler, die keine Gegenstände der Gesetzgebung seyn können, und doch den guten Namen eines Menschen sehr beflecken, ihm Ehre und Zutrauen rauben. Für solche Fälle hätte das ägyptische Gesetz keine Genugthuung leisten können. Die Rechtschaffenen glauben ohnehin von Andern nichts nachtheiliges, oder machen wenigstens keinen Gebrauch davon, bis sie völlige Gewißheit darüber haben. Die gewöhnlichen Verleumdungen, wo die Fehler eines andern nur vergrößert, oder in einer falschen Ansicht vorgestellt werden, haben für den Verleumdeten oft einen wichtigen Nutzen. Sie decken ihm seine Fehler auf, die er vielleicht selbst nicht gekannt hat, oder zwingen ihn, sie zu verbessern. Man muß einen recht bösen Feind oder einen wahren Freund haben, um vollkommen zu werden. Beyde schonen

unsre Eitelkeit nicht, sondern nennen unsre Eigenschaften beym rechten Namen, besonders der erste, der am weitesten entfernt ist, uns zu schonen. Wir sollen deßwegen, wenn uns Pfeile der Verleumdung treffen, mit dem König Philipp von Macedonien fleißig untersuchen, was wohl an der Sage wahres ist, und finden wir auch nur das Fleckchen, wegen dem man die Kuh einen Blaßl nennt, so sollen wir mit jenem König bekennen: der Schelm hat so unrecht nicht.

Verlegenheit.

Da ist guter Rath theuer. Da weiß man nicht mehr, wo aus und wo an. Da steht der Ochs am Berg. Man weis nicht, soll man lachen oder weinen. Er weis sich nicht zu rathen, noch zu helfen. Er kratzet hinter den Ohren. Er findet keinen Anfang und kein End.

Die Verlegenheit ist ein beunruhigender Zustand, wo man kein taugliches Mittel weis, sich schnell aus einer unangenehmen Lage zu

versetzen. Der Geist sieht unruhig nach allen Seiten, und alle Auswege scheinen ihm verlegt zu seyn. Ein kühner Geist hülft sich oft durch einen Sprung aus der Verlegenheit, wie jener Gesandte zu Konstantinopel that, für den im Audienzsaal kein Sessel gestellt war. Er breitete seinen Mantel über den Boden aus, und setzte sich darauf. Beym Weggehen ließ er den Mantel liegen. Auf die Erinnerung, selben mitzunehmen, erwiederte er voll Trotz: der Gesandte seines Königs sey nicht gewohnt, seinen Stuhl mitzuschleppen. Dem Großtürk gefiel die Kühnheit dieses Preußen. Allein, nicht jedem fallen ungewöhnliche Mittel ein. Der Alltagskopf erinnert sich manchmal der gewöhnlichsten nicht, die er bei der Hand hat, und läßt, wie im Claudius zu lesen ist, Sturm läuten, damit die Leute mit Heugabeln kommen, und die gebratnen Vögel verscheuen, die ihm in's Maul fliegen wollen, da er doch nur das Maul zumachen dürfte. Es geschieht aber auch zuweilen, daß gescheide Hennen das Ey verlegen und es nicht mehr zu finden wissen. Ein überraschender Gedanke kann einen Klugen aus den Sattel werfen. König Ludwig XV. von Frankreich wollte bei einer Musterung seine Truppen vor dem englischen Gesandten recht herausstrei-

chen. Sind meine Truppen nicht die bravsten in Europa, sagte er, sie sind alle mit den ehrenvollsten Narben bedeckt. Aber, Sire! sprach der Gesandte, was werden Sie von denen sagen, welche ihre Truppen in diesen ehrenvollen Zustand versetzt haben? Der Gedanke kam zu unerwartet, und bedrohete die Absicht des Königs zu gefährlich, als daß seine Majestät in der Geschwindigkeit ihn hätten beantworten mögen. Doch ein Grenadier half den König aus der Verlegenheit: Sie sind alle todt, rief er, die uns verwundet haben.

Verschwiegenheit.

Mit Schweigen verredet man sich nicht. Schweigen hat Wenige gereuet. Was man redet, kann man nicht mit dem Schwamm wegwischen. Was drey wissen, das wissen hundert. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch noch an die Sonne. Er redt und deutet nicht. Er ist ein stilles Wasser. Stille Wasser fressen tief. Er wär ein guter Beichtvater.

Er hat die Maulsperre. Er hat das Maul zu Haus lassen. Er will mit der Farb nicht heraus. Er will mit der Sprach nicht heraus.

Der Verschwiegene theilt keine Nachrichten mit, deren Verbreitung andern unangenehm oder gar schädlich werden könnte, wenn ihn keine höhere Pflicht dazu auffodert. Er schweigt nicht nur über Geheimnisse, die ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut wurden; sondern über alle Reden und Thaten, die einem andern nachtheilig seyn können, wenn er auch gleich selbst dahinter kam, oder sie nur zufälliger Weise erfuhr. Die Verschwiegenheit ist heut zu Tag eine seltne Eigenschaft, obwohl sie, wo sie zu finden ist, hochgeachtet und mit Zutrauen geehrt wird. Leichtsinn, Unvorsichtigkeit, Stolz des Vielwissens, und die Plauderhaftigkeit sind die größten Feinde der Verschwiegenheit. Dem weiblichen Geschlechte ist die Verschwiegenheit nicht zuzumuthen, weil es von Natur viel redseliger ist, als die Männer sind. Ein Geheimniß ist für sie ein inneres Geschwür, das beständig drückt und zwickt, bis es aufgeht. Sie laufen ängstlich umher, wie die Hennen, die noth-

wendig ein Ey zu legen haben, und nicht gleich ein Nest finden können, bis sie eine gute Freundin finden, die ihnen die Last des Geheimnisses tragen hülft. Von Männern aber kann man mit Recht mehr Stärke des Geistes fodern, und ist deßwegen die Plauderhaftigkeit ein Schandfleck an ihnen. Verschwiegenheit ist vorzüglich im Rathe der Regierungen von großer Wichtigkeit. Doch Weiber und Geld verleiten auch hier oft zum Verrath. Es ist eine seltne Verschwiegenheit, die der römische Senat bewieß, als man über das Schicksal des Perseus, des letzten Königs von Macedonien, zu Rath gienge. Dreyhundert Senatoren waren gegenwärtig, und doch blieb der Rathschluß vier Jahre verschwiegen, bis nämlich der Krieg wider diesen König seinen Anfang genommen hatte. Man kann nicht sagen, daß die Frauen der Senatoren viel weniger vorwitzig gewesen seyn müßten, als die Frauen unserer Zeit: denn die Geschichte mit dem jungen Papirius und seiner Mutter beweiset hinlänglich, daß die Frauen zu allen Zeiten sich in diesem Punkte gleich sind. Aber die Männer hatten dazumal die Herrschaft über die Frauen, und heut zu Tag soll der Fall, wie man sagt, umgekehrt seyn.

Versprechen.

Versprechen macht halten. Ein Mann, ein Wort. Sein Versprechen halten, steht schön bei Jung und Alten. Das Versprechen füllt den Magen nicht. Er verspricht goldne Berge. Wenn Worte nähren würden, lebte man bei ihm am besten. Er glaubt, Versprechen und halten sey zu viel.

Die Vernunft spricht es deutlich aus, daß man sein Versprechen halten müsse. Es könnte auch ohne diese Verbindlichkeit kein Verkehr mit andern bestehen. Denn wenn man sich auf die Zusagen und Versicherungen anderer nicht verlassen könnte, so würde man oft seine Anordnungen, sein ganzes Thun und Lassen vom bloßen Zufalle abhängig machen müssen. Und da wir fast keinen Schritt thun können, ohne uns auf andere verlassen zu müssen; so würden wir in ewiger Unruhe und Besorgniß leben, wenn andere unsere Erwartungen, die sie durch ihr Versprechen in uns erregt haben, täuschen dürften. Deßwegen leidet ein Versprechen auch keine willkührliche Deutung, sondern ihr Sinn muß nach der,

dem Versprechen bewußten Erwartung desjenigen bestimmt werden, dem das Versprechen geschah! Dieser strengen Verbindlichkeit wegen nimmt sich der Rechtschaffene wohl in Acht, keine Versprechungen zu machen, die er nicht sicher zu erfüllen vermag. Er verspricht lieber wenig, und hält mehr, als er versprochen hat. Manche machen andern viele Versprechungen, ohne daß sie gesinnet oder auch im Stand sind, selbe zu erfüllen, nur um die Leute, wie sie sagen, getröstet zu entlassen. Allein, das ist eine unweise Schonung: denn wenn sich diese Leute nachher getäuschet sehen, so fällt ihnen diese Treulosigkeit viel schmerzlicher auf's Herz, als wenn man ihnen gleich Anfangs alle Hofnung benommen hätte. Andere sind schwach und getrauen sich ein Begehren nicht geradezu abzuschlagen, oder gerathen in Aengstlichkeit, wenn sie überrascht werden, und antworten so verworren und dunkel, daß zuweilen Erwartungen im Andern erregt werden, an die jene nicht gedacht. Bei vielen Menschen, welche sich zur feinen Welt zählen, sind die Versprechungen nichts als Complimente. Wer diese Sprache versteht, wird dadurch in seinen Erwartungen freylich nicht betrogen; aber welche niederträchtige Thorheit ist es, ohne Herz zu schwäzen! Es

ist diese Sitte in Deutschland nicht einheimisch. Die Deutschen waren ehemals wegen ihrer Treue bei Versprechungen berühmt. Ein Mann, ein Wort, hieß es bei ihnen; und das gab größere Sicherheit, als jetzt Eidschwüre, Briefe und Siegel. Man hört noch hie und da, als Bezeichnung eines redlichen Mannes, den Ausdruck: Er ist ein alter Deutscher. Auch unter den Maurischen Völkern in Spanien war das gegebene Wort ein Heiligthum, das auch bei eigenem Nachtheile nicht verletzt wurde. Die Geschichte hat uns ein schönes Beispiel hierüber aufbehalten. Ein spanischer Edelmann ermordete einen maurischen Jüngling, und flüchtete sich nach der That in einen Garten, worin eben der Eigenthümer desselben spatzieren gieng. Der Mörder bath um Schutz und Verheimlichung seiner Person. Der Maure versprach ihm Schutz, und verbarg ihn im nahen Gartenhaus. Bald nachher brachte man den Leichnam seines Sohnes, den eben der in Schutz genommene Edelmann ermordet hatte. Um Mitternacht kam der Maure in das Gartenhaus. Christ, rief er zum Spanier, der Jüngling, den du ermordet hast, ist mein einziger Sohn. Deine That verdiente den grausamsten Tod, aber ich habe dir mein Wort für deine Sicherheit gegeben.

Hier steht für dich mein schnellstes Maulthier, entfliehe deinen Verfolgern. Wer in solchen Umständen sein Versprechen halten kann, der verdient alle Hochachtung und Zutrauen. Die Treue in Erfüllung des gegebenen Wortes macht die Staaten eben so ehrwürdig, wie einzelne Menschen und verschaft ihnen das grösste Zutrauen. Die Römer machten die besiegten Völker immer sehr leicht zu ihren Freunden, weil sie ihr gegebenes Wort pünktlich hielten. War der Staat in Noth, welches in den punischen Kriegen öfters geschah, so schossen alle Bürger Geld vor, weil der Staat richtig zurückzahlte. Treue und Ehrlichkeit ist die beste Staatskunst.

Verstand.

Der Verstand kommt nicht vor den Jahren. Er ist nicht auf den Kopf gefallen. Er hat Kritz im Kopf. Er hat Haar auf den Zähnen.

Der Verstand ist das Vermögen, aus den Vorstellungen der Dinge Begriffe zu machen, damit zu urtheilen und Schlüsse zu ziehen. Er ist kein Schöpfer, wie die Vernunft,

sondern nur ein Handarbeiter. Er schrottet die Vorstellungen, um das Gemeinsame derselben, die Kritze, zu erhalten. Es gehören viele Vorstellungen dazu, um ächte Kritze zu bekommen, deßwegen kommt der Verstand nicht vor den Jahren. Zum Zersetzen und Verbinden der feinen Merkmaale wird eine Gewandtheit erfodert, die erst durch lange Uebung, sohin nach Jahren erworben wird. Obwohl uns eigentlich der Verstand aus sich selbst nichts geben kann, indem er selbst nichts hat, sondern nur empfängt; so ist er doch unentbehrlich, weil wir uns nur durch ihn die hohen Ideen der Vernunft aneignen können. Der Verstand faßt den Lichtstrom der Vernunft in Gestade und leitet ihn vom Herzen zum Kopfe, macht die hehren Gefühle des Wahren, Guten und Schönen verständlich. Ein ausgebildeter Verstand leistet überall gute Dienste, er bringt in alle Vorstellungen erst Deutlichkeit und Bewußtseyn, stellt sie in Ordnung, setzt sie in Verbindung und bringt sie in ein Ganzes. Als die Gäste des römischen Feldherrn Paul Aemil die schöne Ordnung bei seiner Tafel bewunderten, die er selbst angab, sprach er: dem Verstand ist es gleich, eine Schlacht oder eine Tafel zu ordnen. Zu was er gereizt wird, das vollbringt

er. Doch, was er wirkt, ist nur sein Machwerk, und muß erst, wenn es einen Werth haben soll, von der Vernunft, die allein das Leben geben kann, anerkannt werden.

Unverständigkeit.

Was weis die Kuhe von der Muskatnuß. Er kennt Bisam und Marderdreck nicht auseinander. Es fehlt ihm, wo man die Ochsen hinschlägt. Er sieht den Himmel für eine Baßgeige an. Er redet von der Sache, wie der Blinde von der Farbe. Er hat läuten hörn, und weis nicht, wo. Sein Reden hat kein Heimat. Er macht alle Schuhe über einen Leisten. Es ist ihm zu rund. Er weis nicht, wie er in der Hose steckt. Du verstehst den Leimen, sollst ein Hafner werden.

Irrige Begriffe von den Dingen, die man behandeln will, und der Mangel des Vermögens, überall das Thunliche, Schickliche und Geziemende zu kennen, offenbaren die Unverständigkeit. Es ist keinem Menschen zuzumuthen, daß er über alle Dinge in der Welt

aufgeklärt ist, sohin ist wohl jeder Mensch in manchen Hinsichten eine Kuhe, die von der Muskatnuß nichts weis. Wenn Mummius, der Corinth zerstörte, den Fuhrleuten, welche die kunstvollen Bildsäulen und Gemählde dieser Stadt nach Rom überbringen sollten, den Auftrag machte, daß sie, wenn eins dieser Stücke durch ihre Schuld verlohren gienge, auf ihre Kosten ein anderes von der nämlichen Größe müßten machen lassen; so war das freylich unverständig gesprochen, allein die Aesthetik liegt eben nicht im Kreise eines Kriegers. Wenn nur jeder die Bestimmung, den Werth und Gebrauch der Dinge kennet, welche im Umfange seines Berufes oder Amts liegen; so darf man zufrieden seyn. Dieses ist die rechte Aufklärung, die allgemein seyn soll. Und warum sie, diese nützliche Aufklärung, nicht so allgemein wird, als es zu wünschen wäre, ist wohl dieses eine vorzügliche Ursache, weil die Menschen nach solchen Dingen wißbegieriger sind, die sie nicht angehen, als nach solchen, die sie nothwendig wissen sollen. Deßwegen sagte König Philipp von Macedonien zu seinem Sohne, der mit Beyfall die Flöte spielte: Schämest dich nicht, ein guter Flötenspieler zu seyn? Seine Kunst verrieth einen großen Zeitaufwand,

welchen er zu etwas Wichtigerm hätte verwenden sollen. Es ist daher keine Schande, wenn man Manches nicht versteht. Wenn man sich aber demohngeachtet herausnimmt, über solche Dinge zu urtheilen; so muß man sich es, wie Megabyz von Ephesus, der ohne Kunde die Umrisse des Appelles kritisirte, gefallen lassen, wenn die Knaben, welche die Farben reiben, darüber lachen. Oder wenn einem die Kenntnisse mangeln, die sein Beruf oder Stand fodert; so trift ihn billig Verachtung. Es giebt aber auch einen Verstandes-Gebrauch, den man jedem zutrauen darf, und Kenntnisse, die bei jedem etwas gebildeten Menschen voraus gesetzt werden. Wenn nun doch das eine oder andere mangelt, und sich durch Handlungen offenbaret; so giebt eine solche Unverständigkeit manchmal Stoff zum Lachen. Wenn Hr. von Goulard, als er zu Bisanz die Behausung des Cardinal Granvelles sah, im Ernste fragte, ob dieses schöne Haus hier gemacht worden sey; oder wenn ein Edelmann froh war, daß er den Schlüssel zu seinem ihm entwendeten Geldkistchen noch habe, indem er glaubte, die Diebe würden selbes gerne wieder zurückbringen, weil sie es nicht öffnen könnten; so ist das ein Unverstand von der höchsten Potenz.

Schweigen ist für den Unverständigen das Rathsamste.

Scharfsinn.

Er hat eine feine Nase. Er hat den Lunten gerochen. Er hat ein verschlagenes Köpfchen.

Wenn jetzt die Architektur der Schedel untersucht wird, um aus dem Bau dieser Werkstätte auf die Produkte zu schließen, die von der Seele geliefert werden können; so könnte sich wohl auch einer über die Nasen hermachen, da die deutsche Sprache denselben wenigstens eben so viele Vorzüge beylegt. Man sagt: Er hat eine feine Nase, er riecht die Lunte; man sieht ihm's an der Nase an; er trägt seine Nase hoch; es ist ihm in die Nase gefahren; er steckt seine Nase überall hinein; er hat den Schnupfen an der Nase. Auch über die Gestalt der Nasen, über die Adler- Spitz- Stumpfnäschen macht man besondere Anmerkungen. Schon den Römern war die Nasenkunde nicht ganz unbekannt. Sie sprachen von Menschen emunctae naris,

die ihre Nasen wohl geputzt halten, um für die feinsten Geruchstheilchen empfänglich zu seyn. Die Nase ist daher gewiß ein wichtiges Aktenstück zur Menschenkunde. Vielleicht hat die Seele auf diesem Vorgebirg des Gesichtes ihren Wohnsitz aufgeschlagen, um freye Aussicht zu haben. Die Gelehrten mögen ihre Nase tiefer in diese Sache hineinstecken und endlich einmal ein festes System alles menschlichen Wissens darauf bauen. Ich will mich begnügen, diesen wichtigen Gegenstand in Anregung gebracht zu haben.

Verwunderung.

Da muß man Maul und Augen aufsperren. Der daus! da blieb ein Wagenrad stehen. Tausend Stern! wie staunt die Kuh über das neue Stadtthor!

Das Erhabene und Große in der Anschauung erregt Besorgniß, daß unsere Kräfte nicht zureichen möchten, es zu fassen. Dieses Gefühl ist nicht angenehm. Doch der reichhaltige Stoff zur freien Beschäftigung des Geistes, welchen solche Gegenstände darbiethen,

erzeuget Lust. Aus der Mischung dieser beyden Gefühle besteht die Verwunderung. So lange die Besorgniß der Unbegreiflichkeit obwaltet, werden Maul und Augen aufgesperrt. Die Kuh starret das neue Stadtthor an. Wie aber nach und nach die Einheit der vielen Theile der Großheit ergriffen, oder die ferne Gränze beym Erhabnen bemerkt wird; so freut sich der Geist über seine eigne Größe und Erhabenheit, die zur Fassung solcher Gegenstände zureicht. Da die Fassungskraft verschiedene Stufen bei den Menschen hat, so kann auch bei den einem etwas Verwunderung erregen, das von einem andern kaum bemerkt wird. So verwunderte sich jemand, daß bei den Katzen gerade dort zwey Löcher in ihren Pelz geschnitten sind, wo sie ihre Augen haben. Die gewöhnlichste Quelle der Verwunderung ist die Unwissenheit. Wo die Ursachen einer etwas sonderbaren Erscheinung nicht bekannt sind, oder nicht leicht können entdeckt werden, stutzet der Verstand. Als ein Indianer in der Faktorey der Engländer zu Surate sah, daß das Bier aus einer Flasche, die man eben öfnete, mit Gewalt hervorspringe, verwunderte er sich höchlich. Man wollte ihm die Erscheinung erklären, wie die fixe

Luft

Luft sich auszudehnen strebe ꝛc. Ich verwundre mich nicht, sagte der Indianer, daß das Getränke so herausspringt; sondern wie ihr ein so zischendes Ding durch den engen Hals des Gefäßes hineingebracht habt. Der Neuling in der Welt findet tausend Gegenstände, die ihn in Verwunderung setzen. Heut zu Tag stellen sich aber auch dem gehätzten Fuchsen solche Erscheinungen dar, daß oft seine Verwunderung bis zum Erstaunen gesteigert wird; und doch ist dabey eben nicht viel Bewunderungswürdiges, wodurch Geist und Herz erfreut würde.

Voreiligkeit.

Einen schönen Tag muß man erst am Abend loben. Man henkt keinen Dieb, ehe man ihn hat. Es hat die Kuh noch nicht gekälbert. Man muß nicht juhe schreien, bis man über dem Graben ist. Er verkauft die Eyer, ehe sie die Henne gelegt hat. Er ist zu früh an Tupfen gekommen.

Der Voreilige kann die Reife der Frucht nicht abwarten, er bricht sie unreif ab. Er will schon aus dem halben Worte verstehen, was die Leute wollen. Er ist der Wirkungen schon gewiß, ehe er noch die Kräfte abgewogen. Er drückt immer zu frühe los, und juheiet vor dem Sieg. Der König Darius von Persien führte viele Wagen voll Ketten mit sich, um die Athener zu fesseln, die er im Kriege gefangen nehmen würde. Auch Marmor schleppte er mit sich, womit er auf dem Schlachtfelde ein Denkmaal des Sieges errichten wollte. Allein, diese Anstalten waren zu voreilig. Sein großes Heer wurde von den Athenern bei Marathon gänzlich geschlagen. Die Griechen ließen aus dem Marmor des besiegten Königs die Bildsäule der Nemesis, der Rächerin der Ungerechtigkeit, von Phidias verfertigen, und auf dem Schlachtfeld aufstellen. Doch die Athener begiengen bald darauf den nämlichen Fehler der Voreiligkeit. Es verbreitete sich ein Ruf, Alexander von Macedonien, ihr gefährlichster Feind, sey gestorben. Die Athener konnten keinen Augenblick ihren lautesten Jubel über diesen vermeintlichen Todesfall zurückhalten. Sie zerbrachen sogleich ihr Joch, das ihnen der Macedonier aufgehalset hatte. Der weise Pho-

cion bemühte sich sehr, ihr voreiliges Verfahren aufzuhalten. Wenn Alexander heut todt ist, sprach er, so wird er auch Morgen und für immer todt seyn und bleiben, wir haben dann noch Zeit genug, alles reiflich zu überlegen. Man hörte ihn aber nicht, und die voreiligen Athener wurden fester als vorhin an's Joch geschmiedet. Man könnte auch aus der Geschichte unsrer Zeit viele Beyspiele von Voreiligkeit anführen; allein, es würde zu voreilig seyn, darüber zu sprechen, und dem Nachdenkenden fällt es ohnehin leicht bei, wer die Eyer verkaufen wollte, ehe sie die Henne legte, oder wer hie und da zu früh an Tupfen kam.

Vorsichtigkeit.

Vorsicht ist besser, als Nachsicht. Vorgethan und nachgedacht, hat manchem viel Leid gebracht. Nach der That weis auch der Narr den Rath. Wer sein Bett am Morgen macht, braucht den ganzen Tag nicht mehr dafür zu sorgen. Die Zeche muß man nicht ohne den Wirth machen. In der Jugend denkt auf den alten Mann.

Man muß keine alten Schuhe wegwerfen, bis man neue hat. Unverhoft kommt oft. Man sagt lang von einem Ding, bis es geschieht. Die klugen Hennen legen die Eyer in die Nessel. Beym Anfang sieh auf's End. Hätt's nicht geglaubt, sagen die Bauern, wenn der Wagen umfällt.

In der Vergangenheit und Gegenwart liegen die Keime des Zukünftigen. Die Gegenwart geht mit der Zukunft schwanger. Der Vorsichtige macht sich schon vor der Entbindung der Gegenwart auf den Ankömmling gefaßt. Der Vernünftige sieht die Wirkungen in ihren Ursachen schlafen. Er stellt sich dieselben wach und wirkend vor nach allen möglichen Richtungen. Alle Umstände, welche sie fördern oder hindern können, schweben ihm vor. Er ist auf alle Fälle vorbereitet. Wenn auch die Vorsichtigkeit manchmal überflüssig ist, so belohnt sie doch durch die Sicherheit, welche sie gewähret. Es kann die unbekannte schöne Frucht ganz unschädlich, ja wohl gar heilsam seyn; aber ihre Säfte könnten auch giftig seyn. Der Vorsichtige läßt sie unberührt. Der Vorsichtige gebraucht nie zweifel-

hafte oder gefährliche Mittel, um schneller zum Zweck zu kommen, sondern wählt lieber gefahrlose und sichere Wege, wenn er gleich später damit das Ziel erreicht. Der römische Feldherr Fabius vermied geflissentlich eine Schlacht mit Hannibal, und wollte ihn lieber durch Hunger als durch die Waffen zum Abzug aus Italien zwingen. Allein das Volk in Rom hielt seine Vorsichtigkeit für Feigheit, und setzte ihm den Minutius mit gleicher Gewalt an die Seite. Dieser junge feurige Mann gieng sogleich auf den Hannibal los, aber dieser schlaue Carthager überflügelte ihn schnell und würde ihn mit seiner ganzen Armee gefangen haben, hätte ihm nicht Fabius eben noch zur rechten Zeit Luft gemacht. Der unvorsichtige Minutius erkannte nun seine Unmündigkeit, und unterwarf sich freywillig dem weisen Zauderer Fabius. Es kann die Vorsichtigkeit wohl auch zu weit gehen; dann versäumt sie oft die besten Gelegenheiten, oder macht unnöthige Vorkehrungen. Der seine Briefe immer zugleich mit Oblaten und Siegellack verwahrte, war zu vorsichtig. Er hatte zwar seinen Grund: wenn der Brief in's Wasser fällt, dacht er, und das Oblat erweicht wird, so hält der Lack noch; kommt aber der Brief in eine zu große Wärme und

schmilzt der Lack, so haltet das Oblat desto stärker die Theile zusammen. Allein, die Gefahren müssen doch einige Wahrscheinlichkeit für sich haben, wenn sich die vernünftige Vorsichtigkeit damit befassen will.

Uebereilen.

Eilen thut kein gut. Eilen macht oft heulen. Eile mit Weile. Eil' still. Sich besinnen vor'm Beginnen macht gewinnen. Man muß über eine ernste Sache erst schlafen. Da geht alles rips, raps.

Sich in einer Sache übereilen, heißt den Gegenstand nur flüchtig übersehen, wobei manches Bemerkungswerthe rechts und links liegen bleibt, das dem flüchtigen Blick entgangen ist. Es hat jeder Gegenstand unzählbare Bestimmungen. Es mögen die meisten davon gar keine Beziehung auf uns haben; aber diejenigen, welche eine Beziehung auf uns haben, sollen uns nicht unbekannt bleiben. Unsere Neigungen umfassen selten die ganze Sache, sondern gewöhnlich nur einzelne Merkmale. Das Kind will nur das Glänzende am

scharf schneidenden Messer, und wir bejahrten Kinder machen es nicht besser. Es reizet uns das Eine an der Sache, und ohne weitere Untersuchung, ob sie allen ihren Theilen und Beziehungen begehrenswerth ist, streben wir darnach. Unsre Verirrungen kommen größten Theils von dieser Eilfertigkeit her. Wir sollen es uns deßwegen zur Maxime machen: immer erst einen Commentar über alle Theile des Gegenstandes zu machen, ehe wir seiner begehren. Unter dieser Arbeit würde nicht nur das Feuer der Leidenschaft auslöschen, sondern es würden auch manche Merkmale und Beziehungen entdeckt werden, die uns beym ersten Blicke entgiengen, und weitere Bedenklichkeiten veranlassen würden. Die Sinnlichkeit ist mit einem solchen langsamen Verfahren gar nicht zufrieden. Sie möchte immer die Vernunft in der Geschwindigkeit zu ihrem Dienst beschwätzen, indem sie ihr ihre eignen Zwecke unterschiebt. So bald aber die Vernunft Zeit gewinnt, den blauen Dunst der Sinnlichkeit zu beleuchten, die Sache zu bedenken, die Gründe für und wider zu zählen, zu wägen, zu überschlagen, zu vergleichen und zu prüfen, dann ist ihre Täuschung entdeckt, und sie wird von der kalten Vernunft in ihre Schranken zurückgewiesen. Da sich der Mensch in seinen

eigenen Angelegenheiten so oft übereilt; so läßt sich erwarten, daß er es in Rücksicht anderer nicht besser machen wird. Er fällt in einem Athem tausend Urtheile über Andere, die größten Theils auf Schein und Sagenhören gegründet sind, oder es ist ihm auch schon genug, wenn sich nur eine Erscheinung damit erklären läßt. Piso verdammte einen Soldaten sogleich zum Tod, der ohne seinen Kameraden vom fouragiren zurück kam. Denn Piso konnte sich's anders nicht erklären, als daß der zurückgekommene seinen Kameraden müsse ermordet haben. Der Mangelnde kam zwar eben noch recht, ehe der Unschuldige hingerichtet wurde. Allein, Piso wollte sich nicht übereilt haben, und ließ nun beyde morden, weil sie sich bei ihrem Geschäfte getrennt hätten. Die Eilfertigkeit ist auch bei Handarbeiten, besonders bei jenen, die Ueberlegung erfodern, sehr nachtheilig. Gut Ding braucht Weile, sonst giebt es schlechte Arbeit. Der Rips Raps macht alles schlecht. Dem Apelles zeigte ein Maler ein Gemälde mit der Versicherung, daß er selbes in einer Stunde verfertigt hatte. Ich wundere mich, erwiederte Apelles, daß du nicht mehrere dergleichen in einem solchen Zeitraum verfertiget hast. Daher ist die beste Regel in allen Ge-

schäften: Eile mit Weile. Nur darf man diese Maxime den Zimmerleuten, Maurern und Dienstbothen nicht mittheilen, sonst könnte unter diesen Leuten ein gänzlicher Stillstand eintreten.

Vorwand.

Wenn man den Hund schlagen will; so hat er's Fleisch aus dem Hafen gestohlen.
Wer gern tanzt, dem ist gut geigen.

Wenn man die wahre Ursache seines Handelns anzugeben scheuet, so sucht man sie unter einer andern (hinter eine Vorwand) zu verstecken, die rechtlich erscheint. Die türkischen Beamten haben auf ihren Amtsreisen nur Speise und Getränke von den Unterthanen zu fodern. Um aber auch Geld zu bekommen, fodern sie für die Abnützung ihrer Zähne bei Zermalmung der Speisen, die ihnen geliefert wurden, eine freywillige Vergütung unter dem Namen Zahngeld. Wer sieht nicht aus dieser ungeschliffenen Benennung, daß die Türken wenigstens noch um ein paar Jahrhunderte in Rücksicht der Aufklärung hin-

ter uns zurück sind. Wem würde bei uns kein feinerer Vorwand, den Unterthanen Geld abzuzapfen, beyfallen, als Zahngeld? Doch die Türken sind einmal zu türkisch, als daß man etwas humanes von ihnen erwarten könnte, sie passen nicht zu dem übrigen zivilisirten Europa. Man soll sie deßwegen unter was immer für einem Vorwand nach Asien hinüber jagen. Was braucht man dazu einen Vorwand? Ja doch, schöne Vorwände erhalten bei so wichtigen Geschäften den Ruhm unsrer Zivilisation. Wer würde sonst die Kopenhagner Expedition der Britten nicht barbarisch nennen. Allein, das Flöttchen der Dänen hätte ihnen noch nach Jahrhunderten gefährlich werden können, sohin war der zerstörende Angriff auf die befreundete Stadt nichts als weislich anticipirte Nothwehre. Ueberhaupt kann die Menschheit der Feigenblätter oder Vorwände nicht entbehren; sie ist nicht rein und doch noch etwas schamhaft; also versteckt sie sich gerne und sucht eine Vorwand.

Vorwitz.

Der Vorwitz macht die Jungfrauen theuer. Was dich nicht brennt, das blase nicht. Wo es nicht juckt, kratze nicht. Er muß überall seinen Schnabel darin haben. Er hat seinen Vorwitz gebüßet. Der Vorwitz hat ihn gestochen.

Der Vorwitz ist eine voreilige Wißbegierde nach verborgenen Dingen. Er gucket durch alle Thürritzen und Schlüssellöcher und lupfet alle Deckel, um die Verborgenheiten auszukünden. Das Verborgene und Geheime hat einen besondern Reiz für den Menschen. Bey bekannten und offenen Gegenständen findet der Geist zu wenig Beschäftigung. Das Verborgene hält er für neu und verspricht sich davon eine angenehme Unterhaltung. Diesen Hang benutzte ein Prediger in Bononien, der sehr wenige Zuhörer hatte. Er kündigte am Schluß seiner Rede an, daß ihm in der verflossenen Nacht der Teufel erschienen sey, und habe ihm besondere Dinge benachrichtet. Diese wolle er in der nächsten Predigt seinen Zuhörern erzählen. Am folgenden Sonntag war die ganze Kirche mit Menschen angefüllt. Nun las der Prediger den vorwitzigen Bononiern

den Text: Ihr wollt also, sprach er, lieber des Teufels, als Gottes Wort hören ꝛc. Den Cleombrot, den Ambraciten, da er das Buch des Plato über die Unsterblichkeit der Seele las, stach der Vorwitz, das Leben auf andern Planeten oder Sternen zu kennen, so sehr, daß er sich in's Meer stürzte. Der Vorwitz ist jedoch mehr dem weiblichen, als dem männlichen Geschlechte eigen. Weil dieses Geschlecht überhaupt mehr Materialien zum Denken verbraucht, als das Männliche, indem es sich bei keinem Gegenstand lange verweilen mag, sondern wie die Schmetterlinge schnell von einer Blume zur andern flattert, und das Verborgene und Geheime einen vorzüglichen Reiz für sie hat, da eine solche Kenntniß sie bei ihren Gespielinnen in Ansehen setzt. Deßwegen haben die Männer, welche im Rath sitzen, eine große Plage. Mit Sehnsucht erwarten sie die Weiber, um zu erfahren, was im Rathe vorgekommen ist, und welche Beschlüsse gemacht worden sind. Die Frau des römischen Senators Papirius hatte kein größeres Kreuz auf der Welt, als daß sie von ihrem Manne nie erfahren konnte, was im Rath ausgemacht wurde, da doch viele andere Rathsfrauen hie und da etwas erfuhren, womit sie dann prahlten. Jetzt war ihr Sohn in

dem Alter, wo bei den Römern die Söhne mit den Vätern den Rathssitzungen beiwohnen durften. Die Mutter glaubte nun aller Rathsgeheimnisse sicher zu seyn. Kaum war der junge Papirius vom Rath zu Hause gekommen; so wollte die Mutter schon alles wissen, was im Senat beschlossen wurde. Der Sohn entschuldigte sich mit dem Schwur des Stillschweigens, den er geleistet hatte. Die Mutter ließ aber mit Bitten und Drohen nicht nach, bis ihr endlich Papirius, nachdem sie ihm das tiefste Stillschweigen angelobt hatte, offenbarte, daß der Senat berathschlaget hatte, ob es der Republik nicht viel nützlicher sey, wenn künftig ein Mann zwey Weiber nehmen würde. Die Mutter zitterte vor diesem Gedanken, lief zu allen Matronen in Rom und erzählte ihnen das verderbliche Vorhaben der Männer. Am folgenden Tag waren ganze Schaaren Weiber vor der Senatorie versammelt, die weinend bathen, man möchte doch lieber beschlüßen, daß ein Weib zwey Männer, als ein Mann zwey Weiber ehelichen dürfe. Die Senatoren glaubten, die Weiber seyen alle närrisch geworden, bis ihnen Papirius seinen lustigen Streich erzählte.

Wahrheit.

Kinder und Narrn reden die Wahrheit. Wenn man die Wahrheit geigt, so schlägt man einem den Fidelbogen um's Maul. Die Wahrheit hört man nicht gern. Mit der Wahrheit kommt man in's Geschrey.

Die Uebereinstimmung zwischen den Vorstellungen und den Gegenständen nennt man Wahrheit. Es giebt innere Gegenstände, die der Menschheit eigenthümlich angehören; es giebt Gegenstände, die sich dem Menschen von außen aufdringen. Von jenen werden durch Selbstdenken, von diesen durch Nachdenken Vorstellungen gebildet. Doch welchen Antheil das Gemüth, und welchen Beytrag die Gegenstände zu diesen Vorstellungen und ihrer Bildung machen, mögen die Weltweisen bestimmen. Es muß sehr schwer seyn der Wahrheit auf die Spur zu kommen, weil sich so viele mit ihrer Erforschung abgeben, und von jeher abgegeben haben, und bis jetzt kaum mehr als einige Fasern von ihrem Strahlenkleid als ächt anerkannt werden. Es wird wohl ein großer Handel mit ihren Reliquien getrieben, aber die Handelsleute geben selbst wider einander Zeugniß, daß es falsche Waa-

ren seyen, ja manche dieser Handelsleute haben es hintennach laut bekannt, daß sie die Leute mit ihren vorgeblichen Wahrheiten geprellt hätten, aber ja nicht aus Bosheit, sondern nur wegen Blödigkeit ihrer Augen. Wir leben hier im Land der Dämmerung, wo man wohl noch zur Noth die groben, aber nicht die feinen Gegenstände unterscheiden kann. Allein, eben diese feinen Gegenstände möchten wir vor allen kennen. Sokrates wünschte sich eine Leuchte vom Himmel, welche die Dämmerung etwas aufklären möchte, weil man in einigen Gegenden des Wissenswürdigen gar zu sehr herumtappen müsse. Aber viele andere, die keine Sokratesse sind, wollen von dem Lichte, das später wirklich erschienen ist, nichts wissen. Sie gefallen sich in ihrem eignen Lichtchen, wie die Johanneswürmer, gar zu wohl. Allein sie blenden nur, weil ihr Fünkchen nicht zureicht, Helle des Tages zu verbreiten.

Weiber.

Bei Leib! trau keinem Weib. Frauenlieb und Rosenblätter wechseln, wie Aprilwetter. Wenn Hunde hinken, Weiber weinen,

und Krämer schwören, so soll sich niemand daran kehren. Lange Röcke, kurzer Sinn. Drey Weiber, und drey Gänse machen einen Jahrmarkt. Wo der Teufel nicht hinkann, schickt er ein altes Weib.

Die Weiber stehen seit langer Zeit im bösen Ruf. Der König Salomo, der sie wohl kennen konnte, hat auf ihre Schwächen am ersten aufmerksam gemacht. An Plato aber haben sie einen großen Freund gefunden. Denn dieser Weltweise behauptet in seinem Buch von der Republik, daß man die Weiber eben sowohl, wie die Männer, zur Verwaltung der öffentlichen Aemter, zur Führung des Krieges, und zur Beherrschung der Staaten zulassen müsse. Aristoteles aber und Xenophon stimmten hiemit nicht überein. Sie fanden am weiblichen Geschlechte die Stärke des Geistes und Leibes nicht, welche zu jenen Geschäften erfodert wird. Sie sind schwach und zärtlich, und gehören in's Haus. Wenn sie auch die Bildung wie die Männer erhielten, so würde doch ihr Verstand nie die Schärfe und ihr Geist nie die Festigkeit des Mannes erhalten. Sie empfinden mehr, als sie denken.

ken. Nur bei den Wilden in Canada trift man einen Senat der Weiber an, wo sie über alle Staatsangelegenheiten, über Krieg und Friede berathschlagen, und ihre Beschlüsse an die Versammlung der Männer schicken, wo sie wenigstens berücksichtigt werden. Diese Weiber müssen aber auch an allen Beschwerlichkeiten der Männer Theil nehmen. Im Alterthume hat es auch einzelne männliche Weiber gegeben. Artemisia, die Königin von Halicarnaß, eine Bundesgenossin der Perser, fochte im Seetreffen bei Salamin so tapfer, und fügte den Athenern so viel Schaden zu, daß sie einen Preis von tausend Drachmen für den aussetzten, der ihnen diese Königin lebendig einliefern würde. Nicht weniger mannhaft betrug sich die Vicekönigin von Aeolien, Mania. Sie hielt bei dem Satrapen Pharnabazes um die Stelle ihres verstorbenen Mannes an, und betrug sich im Staatsrathe, wie im Felde, so klug und tapfer, daß ihr viele andere Statthalter nicht gleich kamen. Allein, dieses sind Ausnahmen von der Regel, die entstehen mögen, wenn sich eine Männerseele in einen weiblichen Körper verirret. Ein solcher Zwitter bleibt immer ein widernatürlicher Anblick. Sanftheit und Ein-

gezogenheit zieret dieses Geschlecht vorzüglich. Ihr Character scheint allein in der Anhänglichkeit an das männliche Geschlecht zu bestehen. Als Kaiser Konrad das Städtchen Weinsberg mit Mann und Maus vertilgen wollte, und nur den Weibern erlaubte, mit ihren besten Habseligkeiten, so viel sie auf dem Rücken fortschleppen könnten, abzuziehen, so packten doch alle Weiber ihre Männer auf und ließen alles andere im Stich. Die Neigung zum Herrschen ist ihnen allen gemein und wenn sie dieses Ziel ohne offenbare Anmassung, nur durch ihre feinen Künste verfolgen, so erreichen sie es gewöhnlich. Das Streben zu gefallen ist ihnen ebenfalls eigen, daher ihre Eitelkeit im Putz, und ihre Neigung zu öffentlichen Gesellschaften, wo sie sich zeigen können, und ihr Nasenrümpfen gegen alle ihre Geschlechtsgenossinnen. Im Glauben an ihre Schönheit leben und sterben sie. Vom männlichen Geschlechte erwarten sie ausgezeichnete Achtung, und zwingen dadurch dieses etwas rauhe Geschlecht zum sittlichen Anstand. Die feinere gesellschaftliche Bildung hat man ihnen zu danken. Diogenes war daher gewiß ein ungeschliffener Bengel, wenn er wünschte, daß sich alle Weiber henken möchten, um die Welt von so großen Uebeln zu befreyen. Doch

mochte es diesem Heuchler kaum Ernst gewesen seyn, denn er selbst soll der Lais, einer berüchtigten Springfeder in Athen, nachgeschlichen seyn. Wahr ist es wohl, daß es unter den Weibern böse Geister giebt, doch zehn tausend Schwalben machen keinen Sommer.

Wissen.

Viel Wissen macht Kopfwehe. Was man nicht weis, macht einem nicht heiß. Wer's wissen soll, erfahrt's am letzten. Der hat 's wahre Licht. Der versteht den Rumel.

Es geschieht oft, daß man nicht weis, was in seinem eigenen Hause vorgeht, während sich alle Nachbarn mit den Begebenheiten desselben unterhalten. Der es wissen soll, ist der letzte, der es erfährt. Kaiser Antonin dankte öffentlich den Göttern, daß sie ihm eine so tugendhafte Gemahlin gegeben hätten. Ganz Rom aber kannte die Ausschweifungen der Faustina, nur ihr Gemahl nicht. Es wurde ihm dadurch freylich das Kopfwehe erspart, allein der Unwissende kann auch dem

Verderben keinen Einhalt thun. Dinge, die von keiner Erheblichkeit sind, und doch unangenehme Empfindungen verursachen, wenn man sie wüßte, oder woran nichts mehr zu ändern ist, sollen allerdings von unserm ruhigen Eilande der Unwissenheit entfernt bleiben. Es sind keine guten Freunde, die unsre Ruhe mit solchen Nachrichten stören. Cäsar ließ alle Briefe von der Parthey des Pompejus, die ihm nach der Schlacht bei Pharsalia übergeben wurden, ohne sie zu lesen, verbrennen. Er hat sich dadurch vielen Aerger erspart, und der Rache, die in ihm hätte aufgereizt werden können, allen Stoff entzogen.

Witz.

Witz verrath Kritz. Er hat Einfälle wie ein altes Haus. Das sind trockene Späße. Man muß sich kitzeln, um darüber zu lachen.

Der Witz sucht Aehnlichkeiten unter ungleichartigen Dingen auf, und verknüpft sie zu lächerlichen Verhältnissen. Witz soll nur eine Würze seyn. Zuviel Gewürz macht die Speise ungesund und abgeschmackt. Eben so

wenig darf der Witz beleidigen, denn er soll ja die Speise angenehm machen. Nur im Falle, wo ein fremder beleidigender Witz abzutreiben ist, mag er stachlicht werden. So trieb ein wohlbeleibter Deutscher den anzüglichen Witz der Italiener in Siena zurück, die sich zu verwundern schienen, daß er seinen Ranzen vor sich trüge, da ihn sonst jedermann auf den Rücken packe. Im Land der Diebe, sprach er, ist diese Vorsicht nöthig. Der Wortwitz ist schaal, dessen soll sich ein rechtlicher Mann enthalten, denn er verräth die größte Dürftigkeit an Sachkenntniß. Die Witzbolden, die immer von witzig seyn sollenden Einfällen sprudeln, laboriren daran sehr, und weil er zu wenig Kraft hat, das Zwerchfell zu erschüttern, so lachen sie zuerst aus vollem Halse, um andere damit zum Lachen zu nothzüchtigen, wenn sie nicht gutwillig einstimmen wollen. Die witzigen Einfälle sind gewöhnlich nur kleine Dingelchen, wie die Genien, die immer spielen, und den Ernst verlachen. Es giebt aber auch Riesen unter ihnen, wo Spaß und Ernst beisammen sind. Von einem solchen wurde Dinokrates, ein Macedonier, entbunden, welcher dem großen Alexander den Vorschlag machte, dem Berg Athos die Gestalt eines Mannes geben zu

lassen, welcher in der einen Hand eine große Stadt und in der andern eine Schale hielte, aus welcher das Wasser aller Quellen des Berges in's Meer hinabströme. Die Lage und Gestalt des Berges begünstigte diesen Einfall. Doch Alexander zog das Nützliche dem Witzigen vor, und befahl dem Dinokrates, dafür Alexandria in Aegypten zu erbauen. Es giebt auch riesenmäßige Misgeburten des Witzes. Eine solche abortirte ein sonst trefflicher Kopf, indem er die flammenden Sterne für Atome ansah, die das heiße Blut des großen Weltthiers durchwallen, das vielleicht auf weiten Gefilden mit tausenden seiner Gattung scherzet. Solche Kinder bringen die Witzlinge zur Welt, die witzig zu seyn affektiren, in der That aber wahnwitzig sind.

Zeit.

Alles hat seine Zeit. Wer Zeit gewinnt, gewinnet alles. Die Zeit bringt Rosen. Die Zeit frißt das Eisen. Alle Dinge nur eine Weile. Gut Ding braucht Weile. Rom ist nicht in einem Tag gebaut worden. Was bald grünt, verdirbt bald. Wenn die Birn reif ist, fällt sie ab.

Kommt Zeit, kommt Rath. Lang ist noch nicht ewig. Andere Zeit, andere Leut. Andere Jahr, andere Haar. Schick' dich in die Zeit, richt dich in die Leut. Der Krug geht, wie man spricht, so lang zum Brunnen, bis er bricht. Es schlägt jedem noch sein Stündlein. Es wird unterdessen noch viel Wasser in der Isar hinablaufen. Bey Zeiten an Zaun, wenn die Windel noch trocknen sollen. Es dauert nur von elf Uhr bis Mittag.

Die Zeit ist ein gar feines Ding. Es läßt sich nicht ergreifen, noch weniger fest halten. Die Hochgelehrten sagen, sie sey nichts als ein Nacheinander, weil wir vieles zugleich nicht fassen können. Die Ungelehrten halten aber die Zeit für ein selbstständiges Ding, legen ihr scharfe Zähne zu, mit denen sie die festesten Denkmaale zernagt; ja sie sagen sogar, die Zeit fresse Eisen, wozu wohl ein guter Magen gehört, um es zu verdauen. Man bezüchtiget sie auch, daß sie die Haare grau macht, und mit der Schönheit des weiblichen Geschlechtes ihren Spott treibt. Sie soll aber auch die Trauben reif und die Rosen blühen machen. Sogar Weisheit und

Klugheit sollen Gaben der Zeit seyn, die sie gewöhnlich erst mit den grauen Haaren ausspendet. Die alte Zeit soll viel besser gewesen seyn, als die neue; allein zu allen Zeiten hat man auf eine bessere Zeit gehoffet. Es muß also keine Zeit viel werth seyn, oder die Zeitgenossen sind zu ungenügsam. Die Zeit ist jedoch an allen diesen Beschuldigungen ganz unschuldig. Sie hat vielmehr den größten Werth für uns, wenn wir sie wohl gebrauchen. Wie viel hat jeder noch an sich zu verbessern, zu vervollkommnen, wie viele Geschäfte noch zum Besten anderer zu verrichten, wie viel Gutes läßt sich mit der Zeit überall wirken. Doch ihr Werth wird von Wenigen erkannt. Wider kein Uebel hat man so viele Mittel ausgedacht, als wider die Zeit, um sie zu vertreiben. Und sie flieht doch von selbst pfeilschnell vorüber, und kommt nie wieder. Nur wenn bereits die letzten Sandkörnchen im Stundenglas der Lebenszeit rinnen, eilet uns die Zeit zu schnell, wir beklagen uns über ihre Kürze und können uns nicht erinnern, wie doch die vielen Tage und Jahre vorüber geströmt sind. Wer, wie Kaiser Titus, den Tag für verlohren hält, welchen er nicht mit einer guten That bezeichnet, wird weder über lange, noch kurze Weile der

Zeit zu klagen haben. Er steuert auf dem Strom der Zeit mit voller Ladung dem Haven der Vollendung zu.

Zorn.

Kleine Häfel laufen bald über. Im Zorn redet und thut man nichts gescheides. Es möcht einer vor Zorn aus der Haut fahren. Da möcht man Gift und Gall speien. Da geht es einem grün und gelb vor den Augen herum. Das ist zum Todtschüßen. Was man da für Zorn hineinfressen muß. Es ist ja doch dem Faß der Boden nicht aus. Hab ja kein Haus angebrennt. Will sich der Kerl noch weiß brennen. Einem in Harnisch jagen, den Gaul satteln, reitend machen, aus dem Häusl bringen, den Text, Leviten, Planeten lesen. Einen waschen. Einem einen Brantwein geben. Einem etwas hinter die Ohren schreiben.

Im Zorn soll man schweigen, denn da ist der Bodensatz aufgerührt, und kann nur Ungenießbares herausfließen. Der Zorn macht alles Anstandes, aller Rücksichten und Verbindlich-

keiten vergessen, und unfähig, auf den Rath der Vernunft zu achten. Er verwandelt den Menschen in ein reissendes Thier, das jeden anfällt, der ihm aufstößt. Wer weise ist, schifft sich nicht im Sturme ein, sondern wartet gutes Wetter ab. Und wenn ihn ein Sturm überfällt, so wirft er Anker aus, wie Phocion, welchen einer seiner Feinde in der Rede ans Volk von Athen unterbrach, und mit einer Ladung von Schmähworten überschüttete. Phocion hielt inne, bis der Schmäher fertig war, und setzte dann seine Rede so ruhig fort, als wenn er gar nichts gehört hätte. Oder wenn ihn selbst der Zorn schon in Gährung gebracht hat, so flieht er und überträgt das Geschäft einem andern, wie es Plato machte, der den Speusippus ersuchte, seinen liederlichen Knecht zu prügeln, weil er selbst zu sehr erzürnet sey. Das Beste ist immer, wenn man es in der Beherrschung seiner selbst so weit gebracht hat, daß man in allen Zufällen Gleichmüthigkeit behaupten kann. Darin war Sokrates Meister. Als ihm ein loser Kerl einen Backenstreich versetzte, sagte er nur: Es wäre nöthig, man trüge den Kopf immer in einer Sturmhaube. Der Zorn ist jedoch an sich nicht verwerflich, wenn er mit einer vernünftigen Gleichmüthigkeit beste-

hen kann, d. i. wenn er die Vernunft nicht betäubt, sondern ihrer Erwägung Raum läßt. Denn er verscheut Trägheit und Furcht, macht thätig und muthig, befeuert mit Kraft, alle Hindernisse verachtend, und bewerkstelliget das Pflichtmäßige, welches ohne ihn oft unterbleiben würde. Sohin zürne mit Weisheit.

Zufriedenheit.

Zufriedenheit macht reiche Leut. Zufrieden seyn verwandelt Wasser in Wein. Niemand lebt vom Ueberfluß. Kleine Vögel brauchen nur kleine Nester. Gut ist gut, besser ist besser. Der Tod macht alle zufrieden.

Es ist eine alte Bemerkung, daß niemand auf der Erde zufrieden ist. Der Mensch entdeckt überall Mängel. Es wohnt ihm ein hohes Ideal von einem seligen Zustand bei, auf den er, wie ein verjagter König, Ansprüche zu haben glaubt. Was er wirklich besitzt, hat wenig Werth für ihn. Das Süße kommt ihm bitter, das Glänzende matt vor; sein Haus ist viel zu unbequem, sein Garten

zu einförmig, sein Amt ist gar zu beschwerlich. Seine Einbildungskraft bietet ihm viel schönere Dinge dar. Sie ertheilt ihm jetzt Millionen und läßt ihn damit nach Gefallen wirthschaften. Bald versetzt sie ihn auf ein schönes Landgut, wo er seine Plane realisiren kann. Oder sie setzt ihn als König über ein großes Volk, das er bis auf die Strumpfbänder neu organisiren und mithin glücklich machen kann. So lebt und webt der Mensch in seiner Einbildung und genüßet den Vortheil, daß ihm alle seine Plane gelingen, indem er sich die Mittel zur Ausführung so leicht hinzu:, als die Hindernisse wegdenkt. Allein, von den Träumen erwacht man wieder. Er sehnet sich nach Wirklichkeiten. Endlich wird ihm ein Wunsch erfüllet. Welch eine Freude über das liebe ersehnte Ding! er kann nicht satt werden, es von allen Seiten zu besehen. Aber bald entdeckt er hie und da einen Ritz daran, wo der spähende Blick in's Innere dringt, und faule Flecke gewahr wird. Es steht nicht lange an, so wundert er sich, wie er so blind habe seyn, und solche Mängel nicht beachten können. Er dünkt sich jetzt viel klüger, und baut ein neues Schloß in die Luft. Und dieses Einreissens und Bauens; dieses wünschens und satt werdens wird lange

kein Ende. Nur nach langen Versuchen glückt es hie und da Einem, sich mit etwas geringerm begnügen zu lassen und die Zufriedenheit zu finden. So fand sie Kaiser Diocletian auf seinem Throne nicht; wohl aber in seinem Garten zu Salona, nachdem er seine Krone abgelegt hatte, und als Privatmann in seiner Vaterstadt lebte. Seine Freunde wollten ihn nach einiger Zeit bereden, den Thron wieder zu besteigen. Ihr solltet nur die Kräuter sehen, antwortete er ihnen, die ich in meinem Garten mit eigner Hand pflege, ihr würdet nie wieder von Uebernahme des Reiches mit mir sprechen. Doch die Zufriedenheit hängt mehr von der Beschaffenheit unsers Geistes und Herzens, als von den äußern Umständen ab, in denen wir uns befinden. Richtige Schätzung der Dinge in dieser Welt, unbegränzte Hochachtung gegen seine Pflichten und ein fester Glaube an eine weise Weltregierung können vor allen den menschlichen Geist zur Zufriedenheit leiten.

Zwang.

Zwang hält nicht lang. Die Liebe laßt sich nicht erzwingen. Zum Bethen kann man

nicht nöthen. Ueberreden hält länger als nöthigen. Wenn man die Hunde auf die Jagd tragen muß, fängt man wenig. Muß ist eine harte Speis. Willst du nicht, so mußt du wohl. Es hülft kein Zittern für'n Frost. Er muß nach des andern Pfeife tanzen. Wer nicht hören will, muß fühlen. Da heißt es: Friß Vogel, oder stirb.

Wo die freye Thätigkeit eines Menschen eingeschränkt wird, herrscht Zwang. Jede Staatsverfassung beruht auf Zwang. Denn es muß zum allgemeinen Besten der Gesellschaft ein Theil der Freyheit aufgeopfert werden, der nicht gern aufgeopfert wird. Der Mensch ist vernünftig und sinnlich. Die Vernunft leitet ihn wohl nach allgemeinen Gesetzen. Allein, die Sinnlichkeit denkt nur auf sich und betrachtet und gebraucht alles andere nur als Mittel zu ihrem Zweck. Dabey würde die Freyheit aller übrigen gefährdet werden. Dieses selbstsüchtige Ding muß daher immer gezwungen werden, sich unter die Gesetze der Vernunft zu schmiegen. Der Zwang ist wohl ein Mittel, die Rechtlichkeit zu hand-

haben, wobei nichts als die Uebereinstimmung der äußern Handlung mit der Vorschrift des Gesetzes bezweckt wird. Aber zur Pflege der Sittlichkeit ist der Zwang ganz und gar ungeschickt. Denn die Seele der Sittlichkeit besteht in der Freyheit, so bald sie will expresset werden, wird sie erdrückt. Daher läßt sich die Liebe nicht erzwingen und das Bethen nicht nöthen. In dieser Hinsicht gehört der Mensch nicht zur erdbürgerlichen Verfassung, sondern zur Geisterwelt. Diese erdbürgerliche Verfassung ist zu grob, als daß eine so feine Pflanze, wie die Sittlichkeit ist, ihr anvertraut werden könnte. Sie weis ja von nichts anders, als von Schlagen, Stoßen, und Kopfabreissen. Die Geisterwelt haßt Befehle; sie hört Lehren und Belehrungen an, und handelt frey. Die Edlen aus der Geisterwelt sind eben darum gerade die besten Bürger in einer erdbürgerlichen vernünftigen Verfassung. Denn alles Vernünftige, Gute und Schöne ist ihr Eigenthum. Wo aber die Verfassung einen eigenen Willen hat, sohin willkührlich handelt, da werden die guten Geister trauern, und was geschehen muß, wird geistlos geschehen.

Zwietracht.

Friede ernährt, Unfried zerstört. Viel Köpf, viel Sinn. Sie leben so friedlich wie die Hunde und Katzen. Der Eine sagt weis, der andere schwarz. Wer will so viele Köpfe unter einen Hut bringen.

Der Eigensinn und der Stolz sind die gewöhnlichen Quellen der Zwietracht. Der Eigensinnige beharrt auf seinem Sinn, wenn er auch nichts mehr zur Vertheidigung seiner Behauptung vorzubringen weis. Er hat sich nun einmal in seine Meinung verbissen. Der Stolze kann unmöglich einen Schritt zurücktreten. Was würden die Leute von ihm denken? Es giebt auch viele Menschen, denen nicht wohl ist, wenn sie nicht zanken können. Ein solcher Streithahn war der römische Redner Cälius. Er lud einmal einen guten Freund zum Abendessen, um, wie er hofte, durch disputiren mit ihm seiner Lunge eine Bewegung zu verschaffen. Doch der Gast billigte alles, was Cälius sagte, weil er eben keine Lust hatte, heut in Hitze zu kommen. Das ärgerte aber den Cälius sehr. Widersprich

sprich mir doch einmal, zum Henker, rief er; damit unser zwey sind. In der ehelichen Gesellschaft stiftet der Geist des Widerspruchs, mit dem manche Frauen besessen sind, nicht selten Zwietracht. Deßwegen lief der Mann, dessen Frau in Fluß fiele, stromaufwärts, um sie zu suchen und zu retten, weil sie in ihrem Leben immer das Gegentheil von dem that, was ihr Mann für ordentlich hielt. Einigkeit macht stark und vermögend, deßwegen haben von jeher böse Menschen den Saamen der Zwietracht in Familien und Reiche ausgestreut, die sie zerstören wollten. In dieser Hinsicht gab der sterbende Scilurus, König der Scythen, seinen Söhnen eine trefliche Lehre. Er gab ihnen einen Bündel Pfeile, sie möchten versuchen, ob sie ihn entzweybrechen könnten. Keiner vermocht's. Er lösete den Bündel und gab jedem Einen Pfeil, den nun jeder leicht entzwey brach. Werdet ihr vereint bleiben, sprach er, so wird euch niemand überwinden. Die verderblichste Zwietracht in der Welt ist der Krieg. Er würget Menschen ohne Zahl durch Bley und Schwerd und Kummer und nagende Sorgen, und spottet der Unschuld und der Menschlichkeit. Wer dieses

Ungeheuer auf immer fesseln könnte, den wollten wir als den größten Mann auf der Erde verehren.

Nachlese

zu den baierischen Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten.

Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen.
Ein Prahler, ein schlechter Zahler.
Viel Geschrey und wenig Eyer.
Das schlechteste Rad am Wagen knarret am meisten.
Seine Eyer haben alle zwey Dotter.
Jenseits des Baches giebt es auch Leute.
Er ist ein Prahlhans, Kraitler, Spreitzer, Progler, Windbeutel.
Schlampich macht wampich.
Reinlichkeit ist halbes Futter.
Einem das Fell gerben.
Einen wie das kalte Eisen schlagen.
Einem zu den Haaren schmecken.
Einem den Staub von den Ohren blasen.
Nach der Arbeit ist gut ruhen.
Rast giebt Mast.
Er laßt sich das Schmeer wachsen.
Er hat keine Ruhe, wie der ewige Jud.
Hunde, die viel bellen, beißen nicht.
Es schadet nicht, wenn die Hunde bellen, wenn sie nur nicht beissen.
Er hat ein ungewaschenes Maul.
Er ist ein General-Schmähler.
Aus anderer Leute Beutel ist gut zehren.
Das Spiel hast du dir selbst gemischet.
Hast dir gut eingebrockt, so kannst es auch ausessen.
Hast dir gut gebettet, so wirst du gut liegen.
Wer nicht selbst hintern Ofen gesessen, sucht dort Keinen.

Er hat bei mir noch was auf der Nadel.
Er hat sich selbst die Brille auf die Nase gesetzt.
Jeder weis am besten, wo ihn der Schuh drückt.
Jeder kehre vor seiner Thüre, so bleibts überall schön.
Nimm dich selbst bei der Nase.
Die Natur zieht stärker, als sieben Ochsen.
Jeder singt, wie ihm der Schnabel gewachsen.
Die Katze läßt das Mausen nicht.
Unser Herr Gott hat sonderbare Kostgänger.
Er ist ein wunderlicher Heiling.
Sorgen und Jahre machen graue Haare.
Er läßt die Vögel sorgen.
Er lebt in Tag hinein. Kommt der Tag, so bringt der Tag.
Er laßt Gott einen guten Mann seyn.
Was seyn soll, schickt sich wohl.
Wer zuletzt lacht, lacht am besten.
Den Letzten beißen die Hund.
Er sieht drein als wenn er den Proceß verlohren hätt'.
Er macht ein Gesicht, wie ein abgestochner Geisbock.
Er laßt den Kopf hängen wie das Schaf unter Mittag.
Er hat Mücken oder Grillen im Kopf.
Er ist ganz betupft. Er macht Kalender.
Es liegt ihm ein Stein auf'n Herz.
Er kreißet wie eine Laus in Kindsnöthen.
Aufschreiben ist gut für's Merken.
Was man nicht im Kopf hat, muß man in Füßen haben.
Er weis nicht mehr, wo er heut Nacht geschlafen hat.
Das wird ihm in's Wachsel gedrückt.
Es stinkt ihm noch immer herauf, er kann's nicht verdauen
Aus den Augen, aus dem Sinn.
Er schneidet saure Gesichter.
Er sieht drein, wie ein Donnerwetter.

Er laßt das Maul hängen.
Er hat ein Haar darin gefunden.
Es ist ihm eine Laus über die Leber gelaufen.
Wenn das Kind ertrunken ist, deckt man den Bronnen zu.
Wenn die Kuh gestohlen ist, schließt man die Thüre zu.
Er hat den Bock zum Gärtner bestellt.
Er hat sich selbst die Laus in Belz gesetzt.
Er hat Oel in's Feuer gegossen.
Er hat sich die Ketten selbst geschmiedet.
Er hat sich in die Ruh gesetzt, und ist ein Both geworden.
Sein Geld schreit immer: Laß mich aus.
Bei ihm wird's bald abgesponnen seyn.
Er wird bald von Federn auf's Stroh kommen.
Da geht's schon auf die Neige.
Vortheil hat bald Feyerabend.
Vortheil geht über Stärke.
Vortheil trift zwey Fliegen auf einen Schlag.
Etwas ist besser, als nichts.
Schielen ist besser als blind seyn.
Das Ey will klüger seyn als die Henne.
Es ist besser bettelmännisch fahren, als edelmännisch gehen.
Wer eher kommt, der mahlt eher.
Besser ein Schadl, als ein Schaden.
Fremdes Brod schmeckt besser.
Nach braunen Kirschen steigt man hoch.
Viel und lang macht nicht schön des Gukguks G'sang.
Alle gute Ding sind drey.
Wer den Pabst zum Vetter hat, kann leicht Cardinal werden.
Er sitzt am Bret, er hat das Heft in der Hand.
Wenn man den Wurm tritt, so krümmet er sich.
Er legt sich an Laden.
Er wehrt sich wie der Jackl im Todbett.
Der gut Will, thut viel.

Der Wille gilt für's Werk.
Wer nicht rechnen kann, verdirbt.
Das Unnöthige ist um die Hälfte zu theuer.
Wer kauft, was er nicht braucht, muß bald das Nöthige verkaufen.
Wer spät aufsteht, wird spät fertig.
Die guten Küh' stecken in der Krippe.
Fette Kühe, und magere Erbschaft.
Kalbfleisch ist Halbfleisch.
Es verderben immer neun Späte (Ackerbesteller) bis ein Früher zu Grund geht.
Die Wirthschaft nimmt den Krebsgang.
Wer nicht da ist, der ißt nicht.
Hast Bienen und Schaf, so leg dich nieder und schlaf; aber nicht lang.
Wünschen und Hoffen sättiget nicht.
Das ist ihm eine gemähte Wiese.
Wer nichts wagt, der gewinnt nichts.
Frisch gewagt, ist halb gewonnen.
Der Waghals bricht den Hals.
Wagen gewinnt, wagen verliehrt.
Erwieg's, dann wag's.
Ein neuer Arzt braucht einen neuen Gottesacker.
Es muß gehen oder brechen.
Man muß ihm unter die Arm' greifen, auf die Beine helfen.
Man weis nicht, ist's gehauen oder gestochen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Gegenstände der Sprichwörter,
welche
das zweite Bändchen enthält.

Seite

Irren . . . 3
Jugend . . 6
Kaufen . . 7
Kennzeichen . . 9
Kinder . . 12
Klugheit . . 17
Krieg . . . 20
Kunst . . . 22
Lachen . . 25
Lehrer und Lehrlinge . . 27
Leihen . . . 30
Liebe . . . 33
Lob 36
Lohn . . . 39
Lüge . . . 41
Mängel . . . 45
Mäßigkeit . . 47
Menge . . . 49
Menschenkenntniß . 50
Mittel . . . 52

Seite

Müßiggang . . 55
Muth . . . 58
Nachsicht . . . 63
Narr . . . 66
Neid . . . 69
Neues und Altes . . 72
Noth . . . 75
Nützlich; Unnütz . . 78
Partheylichkeit . . 80
Prozeß . . . 83
Rath . . . 86
Schamhaftigkeit . . 88
Schaden . . . 91
Schein . . . 93
Schmeicheley . . 96
Schönheit . . 101
Schulden . . 104
Schwätzer . . 106
Schwelger . . 109

BIBLIOTHEK

	Seite
Spaß	111
Spott	112
Stolz	115
Strenge	120
Studenten	123
Tadelsucht	125
Thier	127
Titel	134
Tod	136
Trägheit	140
Trauen	143
Trunkenheit	145
Tugend	149
Uebung	152
Uebergabe	153
Ungeschicklichkeit	155
Unglück	158
Untreue	161
Vaterlandsliebe	164
Veränderung	168
Verboth	172
Verleumdung	174
Verlegenheit	177
Verschwiegenheit	179
Versprechen	182
Verstand,	185
Unverständigkeit,	187
und	
Scharfsinnn	190
Verwunderung	191
Voreiligkeit	193
Vorsichtigkeit	195
und	
Uebereilen	198
Vorwand	201
Vorwitz	203
Wahrheit	206
Weiber	207
Wissen	211
Witz	212
Zeit	214
Zorn	217
Zufriedenheit	219
Zwang	221
Zwietracht	224

Ende des zweiten Bändchens.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mayer, Thomas

Baiersche Sprichwörter mit Erklärung ihrer Gegenstände zum Unterricht und Vergnügen

Bd.: 2

München (1812)

Bavar. 1793 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10376488-3